



Bothos Erziehung.

(1. Fortsetzung von Seite 399.)

Novelle von Otto Roquette.



Erlleichterten Herzens und nicht ohne Leichtsinns fuhr die schöne junge Frau endlich ab und in die weite Welt, um in Dresden mit den Freunden zusammenzutreffen, in deren Begleitung es nach Italien gehen sollte.

Bierzehn Tage darauf empfing sie in Rom die ersten

Briefe von Hause. Frau Moser schrieb sehr gewandt und sachgemäß, dabei knapp über die Dinge, welchen ihre Pflicht gehörte. Da sie mit Botho nichts mehr zu thun hatte, fügte sie nur hinzu, daß derselbe sich ganz wohl befinde; über den Erzieher kein Wort. Ausführlicher schrieb dieser selbst an die Gräfin. Welch eine klare und schöne Handschrift lag da in seinen Zügen vor ihr! Sie machte ihr den angenehmsten Eindruck. Dietmar erzählte von seinem Jüngling, aber auch von einigen geselligen Beziehungen, die er mit der Stadt angeknüpft habe, und daß er Botho, um ihn nicht allein zu lassen, überall hin mitnehme, und einen recht guten Erfolg davon sehe. Cornelia war eines Tages gestimmt, den Brief zu beantworten, und beiläufig einiges über Rom hinzuzufügen.

Und wiederum nach vierzehn Tagen kam ein zweiter Brief von dem Erzieher ihres Sohnes. Er knüpfte an die Mitteilungen über Rom an, und wies die Gräfin auf dieses und jenes Kunstwerk hin, welches sie sich nicht entgehen lassen dürfe — es waren Werke, von welchen weder Cornelia noch ihre Begleiter je etwas gehört hatten, plastische und malerische Werke, die nur die feineren Kunstkenner aufzusuchen pflegten. Die Gräfin verwunderte sich über diese Sachkenntnis, da sie doch wußte, daß Dietmar nicht selbst in Italien gewesen war. Doch ließ sie sich die Winke nicht entgehen und beschloß über das Gesehene kurz Rechenschaft abzulegen. Nun war das aber doch nicht so in Kürze zu machen, es mußte manches andere über Kunst daran geknüpft werden, und das ging wieder nicht wohl ohne die Schilderung von Ausflügen, Land und Leuten und der Geselligkeit in Rom. Cornelia erschrak fast, als sie erkannte, daß sie schon den dritten Bogen vollgeschrieben hatte, und schloß schnell ab.

Es entwickelte sich allmählich ein lebhafter Briefwechsel, der für Cornelia immer lehrreicher wurde. Bei der Betrachtung der Kunstwerke konnte sie zuweilen nicht umhin, gegen ihre Gefährten auszusprechen, daß sie von dem Erzieher ihres Sohnes diese oder jene Ansicht darüber erfahren, oder historische Notizen empfangen habe, so daß der unbekannte Erzieher eine Art von Autorität in ihrem Kreise wurde. Ja in zweifelhaften Fällen kam es vor, daß man sie anging, eine Auskunft darüber von dem „gelehrten alten Herrn“ zu verlangen. Cornelia lächelte, aber sie konnte sich nicht entschließen zu erklären, daß der Erzieher noch ein recht junger Herr sei, und so ließ sie es bei dem „alten“ Herrn bewenden.

Es war kurz vor ihrem Ausbruch von Rom nach Neapel, als sie eine Briefsendung von Hause erhielt, aus welcher ihr zuerst die Züge einer Kinderhandschrift in die Augen fielen mit der Aufschrift: „Liebe Mama!“ Cornelias Herz klopfte lebhafter, und eine noch nie in diesem Maße empfundene mütterliche Freude erfüllte sie. Es waren die ersten Zeilen, welche sie von ihrem Knaben empfing, die ersten zusammenhängenden Schriftzüge, die ihr von ihm zu Gesicht kamen. Und es schien eine ganz andre Gemüthsart aus diesem Briefe zu sprechen, als sie bisher an ihrem Sohne kennen gelernt hatte. Botho schrieb nichts anderes, als Knaben in seinem Alter mitzuteilen pflegen; aber er fügte dann hinzu, daß er mit seinem „Freunde“ Dietmar so schön lebe, wie er es sich gar nicht gedacht habe, und daß die Mutter nur recht bald zurückkehren möge, um „die dritte im Bunde“ zu sein. — Cornelia fühlte sich unendlich beglückt und drückte den Brief an ihre Lippen. In gehobener Stimmung entfaltete sie das Schreiben des Erziehers, und las und fand dasselbe heute noch geistvoller und anregender als sonst, ja, sie konnte nicht umhin, bei einigen kleinen humoristischen Wendungen laut zu lachen. Ach, wenn sie jetzt auf eine Stunde hätte zu Hause sein können! Oder auf einen Tag! Oder auf ein paar Tage! Freilich — für längere Zeit —? Die Koffer waren ja auch schon für Neapel geschnürt, und so galt es, sich nur noch weiter nach Süden zu entfernen.

Inzwischen hatte sich Dietmar im Hause wie in seiner Thätigkeit vollständig eingewöhnt. Er bewohnte mit seinem Jüngling einige hübsche Zimmer im oberen Stockwerk, und ein zuverlässiger Diener besorgte die Aufwartung. Fast nur bei Tische begegnete ihm Frau Moser, die sich dann stets ernst und einsilbig verhielt, so daß die Unterhaltung zwischen Lehrer und Schüler sich ungehindert fortspinnen konnte. Da der Knabe jeder elterlichen und liebevollen Einwirkung im Hause entbehrte, fühlte Dietmar die Verpflichtung, ihn ganz an sich zu fesseln, um ihm etwas sein zu können. Er fand in Bothos

Wesen zwar einigen Trost und Übermut und hatte mancher Thorheit entgegenzuarbeiten, die der Verkehr mit dem Dienstpersonal in demselben hatte aufkommen lassen, erkannte aber sonst eine ganz gute Natur, die nur liebevoller Strenge und des inneren Entgegenkommens bedurfte, um der Erziehung keine gar zu großen Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Gleichwohl war es für einen lebensvollen jungen Mann nichts Geringes, seinen ganzen Tag an den Verkehr mit einem Knaben hinzugeben. In seinen früheren Stellungen, zumal in Familien, in welchen die Eltern ihm auch Erholung gönnen wollten, hatte Dietmar manche freie Stunde für sich gehabt, die er für seine Studien zu verwenden pflegte. Denn für ihn sollten diese Lehrjahre nur als eine Übergangszeit gelten, in welcher er sich die Mittel für seine großen gelehrten Lebenspläne erwerben und ersparen wollte. Sah er sich aber in seinen Studien und Arbeiten hier vorerst gehindert, so fühlte er deshalb nicht auch die Verpflichtung, sich in völlige Einsamkeit abzuschließen. Er ritt häufig mit Botho aus. Da er vollständige Sicherheit zu Pferde besaß, wurde der Knabe auch darin sein Schüler. Sie wendeten sich dann auch wohl nach der Stadt, wo es bereits mancherlei Anknüpfungen gab. Im Hause des Rechtsanwalt Munk waren sie stets willkommen, auch die Familie des Arztes, Doktor Strobel, der wöchentlich einmal auf dem Gute vorsprach, wurde besucht. Lehrer und Schüler nahmen von ihren Freunden in der Stadt Einladungen an zu Landpartien, welche der Sommer und die anmutige Gegend begünstigten. War in solchen Gesellschaften Dietmar gesucht und willkommen, so ließ man sich seinen jungen Begleiter gern gefallen, und dieser lernte eine für ihn ganz neue Welt kennen, in welche er sich zu finden verstand. Die Gräfin, welche von allen diesen Ereignissen, hauptsächlich durch Bothos Briefe, unterrichtet wurde, schrieb einmal aus der Ferne, sie hielt es für anständig, daß ihr Haus die Einladungen, welche „die Herren“ empfangen, auch erwiderte, und sie ermächtigte, ja verpflichtete den Erzieher, dabei „die Honneurs“ des Hauses zu machen. Auch Frau Moser hatte von der Herrin diese Weisung erhalten. Sie kniff die Lippen fester zusammen, hütete sich aber, etwas zu entgegnen. „Ordnen Sie an, Herr Dietmar, wer eingeladen werden soll!“ sagte sie bei Tische. „An der Bewirtung wird es das Haus nicht fehlen lassen.“

Wirklich versammelte sich bald darauf Nachmittags eine Gesellschaft von Städtern, darunter eine Anzahl von jungen Mädchen in dem schönen großen Garten, wo die Jugend bei Reizenspiel und allerlei Kurzweil sich vergnüglich tummelte. Auch die Gundel, des Verwalters Tochter, ein sehr hübsches Mädchen von städtischer Erziehung, war unter den Gästen. Frau Moser führte den Vorsitz unter den Müttern, etwas steif und förmlich, aber um so zuvorkommender behandelt, je mehr sie im Stillen gefürchtet wurde. So verlief das kleine Fest sehr angenehm.

Aber auch ohne die geselligen Beziehungen zu den Städtern und im gewöhnlichen Verlauf der Tage bot sich für Dietmar einige Verkehr im Umkreise des Hauses. Da war ein junger Gärtner, Namens Rothelm, einige Jahre älter als Dietmar, und nicht lange vor ihm auf dem Gute angelangt. Rothelm besaß akademische Bildung und hatte die Stellung ungefähr aus den gleichen Gründen, wie Dietmar die seine, angenommen. Er hatte den Vorteil, daß die großen Gartenanlagen und Gewächshäuser ihm eine fördernde Thätigkeit boten, wobei er auch mit den ausgedehnten Handelsgärtnereien der Provinzialstadt in Beziehung bleiben konnte. Die beiden jungen Männer fanden sich leidlich zu einander, sahen sich täglich und trafen auch wohl bei dem Verwalter und mit dessen Tochter Gundel zusammen. Diese hatte Dietmar längst kennen gelernt. Denn da Botho sich früher täglich bei dem Verwalter und in dessen Garten umhergetrieben und mit der Gundel sehr gut stand, so hatte er ihr seinen Erzieher bald vorgestellt, und da das junge Mädchen wirklich allerliebste war und sich sehr munter zu unterhalten wußte, so war es einem jungen Manne von fünf- undzwanzig Jahren nicht zu verargen, wenn sie ihm gefiel, und er sich gern mit ihr unterhielt.

Das hatte Frau Moser längst erpürt und fühlte sich im Innersten darüber aufgeregt, zumal das junge Mädchen nicht in ihren besonderen Bereich gehörte und von ihr weder zu bewachen noch zu beschützen war. Frau Moser ahnte bereits jenen Tag des Schreckens, an welchem der Erzieher, von den Eltern der Gundel angeklagt, das Haus werde verlassen müssen. Und dieser Tag konnte erscheinen, noch bevor die Gräfin von der Reise zurückkehrte! Frau Moser litt geradezu unter dieser Befürchtung. Sie hätte am liebsten dem Verwalter und seiner Frau einige Winke gegeben, allein sie vermutete, daß dergleichen übel aufgenommen werden und manches verderben könnte, zumal sie sich bei Frau Hollmann nur gerade auf zur Not leiblichem Fuße mußte. Ein persönliches Einmischen war überhaupt nicht ihre Sache. Und auch um Dietmars willen hegte sie Besorgnisse. War sie gleich von früheren Vorurteilen gegen ihn nicht abgekommen, so erkannte sie doch seinen durchgreifenden Einfluß auf Botho, und damit eigentlich auf die ganze Ordnung des Hauses. Sie fühlte mehr und mehr, daß sie eine Stütze an ihm gewonnen hatte, und das verfohlte sie in gewissem Sinne mit ihm. Wenn er jetzt durch ein neues Herzensglück, welches er angerichtet, das Haus verlassen müßte — wie würde die Gräfin sich zu der Sache stellen? Sie, die augenscheinlich viel von ihm hielt und deren Briefwechsel mit ihm immer lebhafter wurde! Zwar — Frau Moser seufzte darüber oft genug — zwar war ihr auch dieser Briefwechsel nicht recht, zuweilen sogar beängstigend. Wenn Dietmar eine Bemerkung oder einen Auftrag der Gräfin mitzuteilen hatte, der auch für Frau Moser gegeben war und dann bei Tische den Brief aus der Tasche zog und nach der Stelle suchte, dann entdeckten die immer offenen Augen der strengen Wächterin, wie zwei, drei, sogar vier Briefbogen durch seine Hände gingen, ehe er die Stelle gefunden hatte. Aus jedem dieser Bogen stieg vor ihrer ahnenden Seele ein drohendes Gespenst auf, welches ihr mit höhnischem Verständnis zunickte und für die Heimkehr der Herrin ein beängstigendes Wirken im Hause vorauszusagen schien. Und dennoch konnte Frau Moser nicht umhin, die Rückkehr der Gräfin mehr als jemals zu wünschen. Auch sollte sie schneller, als sie gehofft, dadurch überrascht werden.

Es war im September, lange vor der Zeit, welche Cornelia für die Rückreise bestimmt hatte, als sie, des Umherfahrens überhaupt bereits müde, eine wachsende Sehnsucht nach ihrem Kinde empfand. Sie war seit etwa acht Tagen zum Besuch auf dem schönen Besitztum von Freunden in den bayerischen Alpen, als sie plötzlich aussprach, Bothos Erziehung liege ihr doch zu sehr am Herzen, als daß sie länger von ihm entfernt bleiben könne. Man mochte dagegen nichts einwenden, obgleich man den lebenswürdigen Gast nur ungern freigab. Cornelia meldete ihre Rückkehr nach Hause, um sich zwei Tage darauf selbst auf den Weg zu machen.

Die Heimkehr der Herrin wurde diesmal mehr als sonst im Hause als ein Ereignis genommen. Botho war in seiner Empfindung der Mutter näher getreten und begrüßte mit Freude die Anordnungen Dietmars, durch welche dem Tage der Charakter eines Festes gegeben werden sollte. Rasch mußte Hand angelegt werden, wenn man fertig werden wollte, und die Eile und Geschäftigkeit aller erhöhte nur die festliche Stimmung.

Und als die Gräfin in den Hof einfuhr, fand sie die Beamten und das ganze Dienstpersonal vor dem Hause versammelt, mit lauten Hochrufen sah sie sich empfangen, und mit einem Blumenstrauß sprang Botho in ihre Arme. Seit ihrem einstigen hochzeitlichen Einzuge in das Haus war Cornelia nicht durch Ehrenporten, durch Laub- und Blumenwinden, nicht durch den Willkommensruf ihrer Zugehörigen begrüßt worden. Wem hatte sie heute zu danken, was sie herzlich erfreute und fast bewegte? Sie reichte allen die Hand, auch Dietmar — aber als dem letzten, da er sich bescheiden zurückgehalten hatte. Ein freundliches Wort an ihn wollte sie für eine spätere Stunde aufsparen.

Cornelia merkte bald, daß eine ganz neue Ordnung in ihr Haus gekommen war, oder vielmehr überhaupt erst eine Ordnung und Zeiteinteilung. Während sie selbst die Speisestunde ganz willkürlich und regellos gelegt hatte, fand sie dieselbe jetzt festgesetzt und bestimmt innegehalten. Als sie befreundet nach der Ursache fragte, hieß es, Herr Dietmar habe es wegen der Schul- und Arbeitsstunden so angeordnet. Cornelia mochte dagegen nichts einwenden und dachte halb lachend: „Wenn ich etwas bei mir zu essen bekommen soll, muß ich mich wohl in die Ordnung fügen!“ Und sie sah wie Botho, der sonst, jedes Befehles spottend, unruhig heraus und wieder hereinfuhr, jetzt ganz schicklich auf seinem Platze blieb und gleichsam von den Blicken seines Lehrers die Weisung für sein Betragen las. Dann ferner bemerkte sie, daß die Diener bald da, bald hier mit einer leisen Frage zu Dietmar traten, die er leise und knapp beantwortete, und wonach man zu handeln schien. Ein entschiedener Wille waltete im Hausstande, der, ohne sich hervorzudrängen, doch im Stillen seine Giltigkeit gewonnen hatte, und kurz — es war ein Mann im Hause.

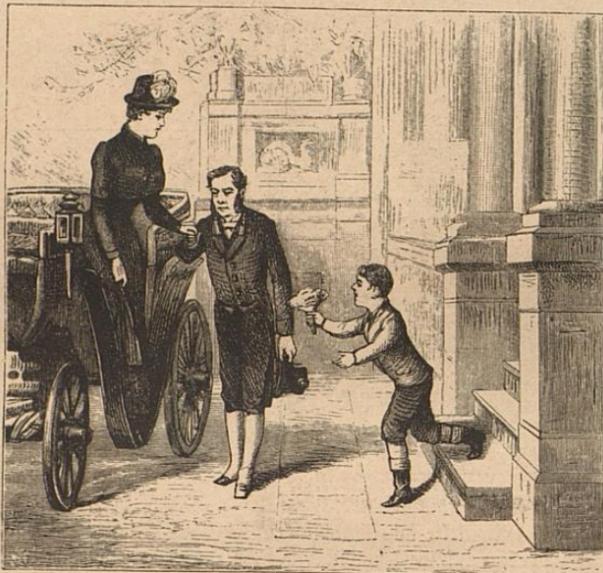
Cornelia fühlte sich dadurch zuweilen sonderbar berührt, ohne doch dagegen einschreiten zu wollen. Die Vorteile des neu geordneten Haushaltes sah sie ein, und ihr selbst, als der Herrin, ging nichts ab an ihrer Macht und dem gewohnten Gehorsam. Vor allem aber war sie erstaunt und zugleich beglückt, über das ganz veränderte Verhältnis ihres Sohnes zu ihr. Botho umkreiste sie jetzt so zuthunlich und lebenswürdig, wie sie ihn noch nicht gekannt hatte. Eingelernt konnte das nicht sein. Die Liebe zu seiner Mutter mußte in dem Knaben zum Bewußtsein gebracht worden sein. Und wiederum erstaunte sie über den unbedingten und

dabei freudigen Gehorsam Bothos gegen seinen Erzieher. Er, der sonst um keinen Preis sich einen Gang hätte schicken lassen, sprang jetzt vergnügt auf und schnellte wie ein Pfeil davon, wenn Dietmar ihm gebot, dies oder jenes zu holen, zu besorgen, zu erfragen. „Wie in aller Welt haben Sie das fertig gebracht?“ fragte Cornelia bei einer solchen Gelegenheit.

„Die Mittel anzugeben, wäre ich wirklich verlegen,“ entgegnete Dietmar lächelnd. „Ich habe den Knaben zu mir herangezogen und seine Natur zu erkennen gesucht. Liebevolleres Entgegenkommen, Strenge, Ausdauer und Geduld haben dann das ihre gethan.“

Cornelia fühlte einen kleinen Stich aus diesen Worten heraus. Dergleichen Mittel hatte sie freilich ihrem Sohne gegenüber niemals zur Verfügung gehabt. Wenn sie in der Stimmung dazu gewesen, dann hatte sie ihn gehätschelt, war er ihr aber gerade lästig, dann wies sie ihn ungeduldig hinaus. Seine Unarten konnte sie nur tadeln und sich darüber ärgern, um sie doch am liebsten auf sich beruhen zu lassen. Sie blickte schweigend einige Augenblicke vor sich nieder, in der Erkenntnis, daß sie zum größten Teile selbst verschuldet, was Dietmar zu bessern gehabt hatte, und sie sprach ihm zum erstenmal ihren Dank in anerkennenden Worten aus.

Die in den Briefen angeknüpften Unterhaltungen wurden in der ersten Zeit häufig auch mündlich aufgenommen, wichen aber bald anderen Gesprächen, zu welchen die Anknüpfung näher lag. Auf die Litteratur, auf Werke der Dichtkunst war Cornelia bisher weniger aufmerksam gemacht worden, jetzt traten dieselben mehr in den Vordergrund der Unterhaltung. Bot die dürftige Bücherammlung des Hauses nichts Sonderliches, so wurden aus der Stadt Bücher herbeigeschafft. Dietmar las gut vor und war abends gern dazu bereit, während Cornelia auch für sich eine eifrige Leserin der von ihm empfohlenen Werke wurde. Und zu ausgiebigem



Wieder daheim.

Austausch darüber boten dann gemeinsame Spaziergänge, bald durch den Park, bald weiter in die Gegend hinaus, erwünschte Gelegenheiten. Und sprang dann Botho um die Mutter und den Lehrer herum oder auch ihnen voraus, um Blumen zu pflücken, so wußte Dietmar ihm jede Pflanze zu benennen, und Cornelia fand, daß, während ihr Strauß sich vervollständigte, sie dabei etwas lernte oder sich doch angeregt fühlte. Jeder Tag gab ihr Veranlassung, die Kenntnisse des Erziehers ihres Sohnes mehr und mehr zu schätzen, während ihr sein bei aller männlichen Gesettheit anspruchsloses Wesen immer anziehender wurde.

Da kam ihr eines Tages zu Gehör, daß Dietmar sehr gewandt auf dem Cello sei und mit der Gundel, einer eifrigen Klavierspielerin, schon einigemal Duos geübt habe. Cornelia hatte zwar bei ihrem unstät wechselnden Leben das Klavier sehr vernachlässigt, aber da sie früher einige Fertigkeit besaßen, dachte sie, das was die Gundel könne, auch noch zu vermögen. Sie übte fleißig, und bald wurden die Abende auch gemeinsamen musikalischen Studien und Genüssen gewidmet.

Die Gräfin hatte ihr Haus auf dem Lande niemals weniger langweilig gefunden, oder vielmehr, sie langweilte sich gar nicht mehr, war stets beschäftigt und jede Beschäftigung zielte dahin, die Unterhaltung mit dem Hausgenossen nur zu verschönern und zu erhöhter Gemeinsamkeit zu führen. Und wenn sie dann in solchen Vorbereitungen bei einem Buche oder am Klavier saß und der Diener sie etwa mit einer Frage unterbrach, dann wies sie denselben wohl ungeduldig und kurz ab mit der Weisung, sich an Herrn Dietmar zu wenden und seiner Anordnung zu folgen. So gewöhnte sich das Dienstpersonal mehr und mehr daran, in dem Erzieher den eigentlichen Vorstand des Hauses zu sehen und auch wohl mit Übergehung der Herrin nach seiner Verfügung zuerst zu fragen.

Cornelia hatte bereits beobachtet, daß Dietmar Sinn für Toilette besaß. Sprach er es nicht aus, so schienen seine Augen und ein gewisses Lächeln ihr zu bekennen, daß ein Kleid, eine Spitze, ein Schmuck ihm an ihr besonders wohlgefielen. Sie begann, besondere Sorgfalt auch auf ihren häuslichen Anzug zu verwenden, und da er einmal ausgesprochen hatte, er halte frische Blumen für den schönsten

Schmuck, ließ sie sich vom Gärtner täglich das Schönste zur Auswahl schicken, um es ihrer Kleidung anzupassen. Sie empfand eine angenehme Genugthuung, als Dietmar einmal sein Schweigen brach und nicht umhin konnte, auszusprechen, sie sei heute wundervoll und künstlerisch geschmackvoll angezogen. Es kam ihr vor, als flöge dabei ein leises Erröten über sein Gesicht. Warum errötete er? — Cornelia fühlte sich jugendlich und glücklicher als seit Jahren und ihre Schönheit blühte in dieser frohen Stimmung nur glänzender auf. Sie geriet zuweilen in eine fast ausgelassene Laune, in welcher sie auch Dietmar aus seiner ernsten Haltung hervorlockte und mit sich fortriß, so daß Mutter, Sohn und Erzieher um die Wette Poffen trieben. Nach solchen Augenblicken aber mußte der junge Mann sich gewaltsam und rasch wieder zu fassen und in die gemessene Bahn des Verkehrs zurückzuzwingen.

Inzwischen hatte Cornelia von ihrem Knaben so viel von den Gesellschaften in der Stadt, die er im Sommer mitgemacht hatte, hören müssen, daß ihr der Gedanke näher trat, den Verkehr mit den Städtern auch einmal wieder zu versuchen. Zwar vermischte sie die Geselligkeit im Hause jetzt gar nicht, doch schien es ihr angemessen, dasselbe der Nachbarschaft nicht völlig zu verschließen. Noch aus der Zeit, da ihr Gatte lebte, kannte sie die Mehrzahl der Familien. Nach seinem Tode hatte sie sich zurückgezogen, dann aber in neu erwachendem Lebensdrange sich in die große Welt gestürzt, um bei ihrer jeweiligen Heimkehr die Provinzialgesellschaft kleinstädtisch abgeschmackt und langweilig zu finden, und den Verkehr abgebrochen. Und doch war es keine der kleinsten Provinzialstädte, vielmehr eine solche, in welcher sich zahlreiche Gesellschaftskreise fanden, deren Bildungsstufe mit der Welt und dem geistigen Leben im Zusammenhange stand. Cornelia hoffte durch erneute Besuche die abgerissenen Beziehungen wieder anknüpfen zu können, und sie irrte darin nicht. Sie that es mit vorsichtiger Auswahl und fand angenehmes Entgegenkommen.

Nicht lange darauf rüstete sich ihr Haus zu einer Mittagsgesellschaft, darunter der Rechtsanwalt Munk und Doktor Strobel mit ihren Familien. Da etwa dreißig Personen zu empfangen waren, hatte die Hausfrau, diesmal ausdrücklich, Dietmar aufgefordert, ein wenig den Wirt zu machen, und obgleich von vielen Seiten in Anspruch genommen, fand sie doch Zeit, zu beobachten, wie gut er es verstand und mit welchem Weltton er sich in der Gesellschaft bewegte. Man fand das allgemein, wunderte sich auch nicht über die Rolle, die er spielte, da man bereits wußte, daß er Einfluß im Hause gewonnen hatte, ja man fand, daß er seine Stellung zurückhaltend genug innehielt.

Durch die Eigenart einiger älterer Herren wurde die Unterhaltung bei Tische gleich munterer, als die Gräfin in der Gesellschaft gewöhnt war. Aber sie ließ es lächelnd geschehen und blickte nach der andern Seite der Tafel, wo Dietmar unter viel heiterer Jugend saß, welche nun schon einen alten Bekannten in ihm sah. Nach Tische verteilte man sich durch die Räume und das Gewächshaus übte für eine Weile eine besondere Anziehung. Inzwischen waren die Lampen angezündet worden und man sammelte sich wieder, allein nicht um den Heimweg anzutreten. Im großen Empfangszimmer erscholl plötzlich Gelächter und Beifallrufen.

Cornelia schritt aus dem Nebenzimmer herbei, als Dietmar ihr auf der Schwelle entgegentrat. „Jetzt sollen gar Pfänder Spiele in Scene gehen,“ sagte er mit bekümmertem Lächeln. „Ich aber bin nicht schuld daran! Doktor Strobel ist's, der den Vorschlag gemacht hat, und zwar soll sich Alt und Jung daran beteiligen!“

Die Gräfin lachte. „Lassen wir es über uns ergehen!“ sagte sie. Dann aber mit dem freundlichsten Blicke, mit dem Tone des Vertrauens setzte sie leise hinzu: „Und trösten wir uns still, daß wir es gemeinsam tragen!“

Sie huschte an ihm vorüber, Dietmar aber fühlte sich durch diesen Ton, durch diesen Blick, durch die geheime Bedeutung, die in ihren Worten zu liegen schien, bis in das Innerste seines Herzens durchzuckt. Was er lange innerlich von sich abgewehrt, worüber er sich einen Thoren gescholten, mochte er gewaltsam angeknüpft hatte, es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein. Er liebte die schöne Frau, liebte sie mit der Macht einer aufquellenden, unbedingten Leidenschaft. Er wußte es ja, ihr Entgegenkommen war nur auf häuslicher Gewöhnung beruhender Ton des Verkehrs — aber wenn es mehr als das war, wirklich war — dann sah er das Unheil nur noch drohender vor sich. Er mußte das Haus verlassen — in beiden Fällen verstand sich das von selbst. Er mußte es verlassen, diesmal mit blutendem Herzen, bis zur Verzweiflung gedemütigt, aus einem himmlischen Wahn niederstürzend und im Innersten vernichtet. Aber er war jung, er liebte, und das Gefühl der Freude, einer beseligenden Möglichkeit unendlichen Glückes war mächtig genug, um die erschreckenden Gedanken siegreich zu bekämpfen. Ein Aufruhr von Empfindungen drängte sich in die Minute; er traute sich nicht die Fassung zu, sich in der Gesellschaft zu beherrschen und schritt hastig durch das Gewächshaus in den Garten. Die schon rauhere Luft des Oktoberabends kühlte seine Stirn, während er, sich zur Ruhe mahnend, die Terrasse an dem Hause auf und nieder ging. Aus dem Saale hörte er das Lachen der vergnügten Gesellschaft. Er durfte sich ihr nicht länger entziehen, man hatte ihn bereits vermißt, und Doktor Strobel mahnte ihn, sich nur sofort an dem geistreichen Spiele zu beteiligen. Er that es, zeigte sich aber so zerstreut, daß er Fehler über Fehler machte und bei der allgemeinen Belustigung den komisch Verzweifelden gut genug zu spielen wußte.

Nun ging es an das Auslösen der Pfänder. Dietmar

hatte deren bereits ein halbes Duzend durch sonderbare Leistungen zurückvergeben müssen. Da rief die junge Dame, welche die straffälligen Gegenstände in einem Tuche barg: „Was soll derjenige thun, dessen Pfand ich in der Hand halte?“ Man hatte schon so viele Gebote erlassen, daß ein Augenblick des Nachsinnens eintrat. Da rief Doktor Strobel, welcher, neben der Musikaner sitzend, den Gegenstand erkannt hatte: „Er soll uns sagen, wie seine künftige Frau beschaffen sein muß!“ Die junge Dame hielt das Pfand in die Höhe: es war Dietmars Notizbuch. Die Herren lachten, die jungen Mädchen lächelten, die Mütter sahen Dietmar heiter und ermunternd an. Er selbst aber erschrak und fühlte sich der Rede nicht sofort mächtig. Ein flüchtiger Blick über die Gesellschaft zeigte ihm eine so strahlende Heiterkeit in den Zügen der Gräfin, daß er mit sich selbst zu ringen hatte, um gesammelt zu bleiben. Aber der Scherz mußte als Scherz gefast werden, und so begann er: „Ich soll sagen, wie ich mir meine künftige Frau denke? Nun, sie wird vermutlich ein recht einfaches Persönchen sein. Nicht eben hübsch und nicht gelehrt, aber eine gute Hausfrau. So eine richtige Philologenfrau, wie sie sich für einen Gymnasiallehrer ziemt, vielleicht selbst eine Schulmeisterstochter. Sie wird weder an großes Leben gewöhnt sein, noch es bei mir beanspruchen. Sie wird kochen und wirtschaften, während ich studiere, und wenn sie damit zufrieden ist, so mag sie im übrigen sein — wie Gott will!“ Dietmar hatte seine Schilderung nicht ohne einen komischen Anflug gegeben und so wurde dieselbe hier und da belacht, während die jungen Mädchen sie nur mit Gleichgültigkeit aufzunehmen schienen. Ihm war es aber lieb, daß gleich darauf ein neues Pfand ausgerufen wurde.

Cornelia jedoch, welche seiner Schilderung mit einiger Spannung entgegengehört hatte, fühlte sich unangenehm enttäuscht, ja, für einen Augenblick fast verstimmt. Pötzlich wurde sie, und zu ihrer großen Genugthuung, ganz anderer Meinung. Sie sah eine besondere Klugheit in seiner Darstellung, und da sie einen Blick übermüthiger List von ihm zu erfassen glaubte, fühlte sie eine lebhaftere Freude, daß er sich so klug und geschickt aus der Verlegenheit gezogen hatte.

Es war nun selbstverständlich, daß die Einladung der Gräfin von den Familien in der Stadt bald erwidert wurde, und sich von seiten einiger, in welchen Dietmar bereits verkehrt hatte, auch auf ihn erstreckte. Allein er lehnte mit Bestimmtheit ab, die Gräfin zu begleiten. Denn da es Abendgesellschaften waren, so glaubte er die triftige Entschuldigung zu haben, durch die Pflicht an seinen Zögling, den er ein für allemal der Dienerschaft nicht überlassen wollte, gebunden zu sein. Cornelia war dadurch nicht angenehm berührt, obgleich sie gar nichts dagegen einwenden konnte. Sie fuhr in keineswegs heiterer Stimmung in ein paar Gesellschaften, und kam gelangweilt nach Hause. Es reute sie bereits, mit der Stadt wieder angeknüpft zu haben und die nächste Einladung lehnte auch sie ab. Und wie zufrieden fühlte sie sich, als Botho, in seiner Freude, daß sie zu Hause bleiben wolle, an ihr hinauf sprang, wie glücklich verfloß der Abend unter Musik, Vorlesung und Unterhaltung im engsten Kreise!

Auch Dietmar gab sich solchen Stunden der Gemeinsamkeit mit vollem Herzen hin, obgleich er sich von seinem Glück mehr bedrängt als erhoben fühlte. Aus dem Raufch von Freude, der ihn zuweilen überkam, suchte er sich mit ganzer Kraft wieder zu erwecken und an die nüchterne Wirklichkeit zu mahnen. Wer war er — so fragte er sich selbst, daß er sich hier einer Herzensneigung überlassen durfte, der sich, wie die Verhältnisse lagen, nimmermehr eine günstige Folge versprechen ließ? Er blickte in sein vergangenes Leben zurück. Von gebildeten aber ganz unbemittelten Eltern herstammend, nach ihrem Tode von einem Vormund in strenger Beschränkung erzogen, war er nach dem Tode desselben ganz auf seine eigene Kraft angewiesen. Eigene Arbeit hatte ihm früh die Mittel eintragen müssen, seine Studien zu beginnen und zu beendigen. Der Arbeit mußte sein ganzes Leben gehören, davon war er überzeugt. Dies hatte seinen Charakter früh gefestigt, ihm einen gewissen Trost gegen die Ungunst der Verhältnisse gegeben, ihn in sich selbst abgeschlossener gemacht und einen angeborenen Zug des Stolzes in ihm ausgebildet. Es war nicht Stolz auf irgend einen Vortheil oder auf eine Eigenschaft, nicht Hochmut, sondern das Bewußtsein seiner geistigen und sittlichen Kraft, welches, wenn er gleich sein Leben nach außen hin beschränken mußte, sein Recht beanspruchte, aber auch alles ablehnte, was ihn mit seinen sittlichen Begriffen im Widerspruch zu stehen schien. Nun aber hatte, während ihm die äußeren Verhältnisse nichts für das Leben mitgegeben, die Natur seine äußere Erscheinung um so reichlicher ausgestattet. Dies öffnete ihm die gesellschaftlichen Kreise mehr als seine Kenntnisse und Talente. Er hatte früh gelernt, sich in der Welt zu bewegen und sie dabei einigermaßen kennen gelernt, er mußte aber zugleich, daß es nicht seine Welt sei und daß er niemals zu ihr gehören könne. Und nun lebte er in einem begüterten gräflichen Hause und trug im Herzen eine Neigung zu der schönen Herrin desselben, ja die Beobachtung schmeichelte seinen Wünschen zuweilen mit der entgegenkommenden Gunst derselben. Er aber sagte sich, daß selbst wenn seine Neigung erwidert würde, er unbedingt verzichten müsse. Reichtum und Besitz von der Hand einer Frau zu empfangen, erschien ihm entwürdigend, und da diese Frau gar einen gräflichen Namen trug und er die adligen Kreise und ihre Anschauungen schon hie und da kennen gelernt hatte, so bäumte sich sein bürgerlicher Stolz und sein männliches Gefühl gewaltig auf gegen jede Demütigung, welche ein solches Verhältniß bringen konnte. Und dann wieder schalt er sich einen Thoren und eitlen Gecken, daß er überhaupt an die Möglichkeit dachte, die Neigung der Gräfin könnte eine ernste und tiefere sein.

Er mußte sich bezwingen, so viel stand fest. Aber er war jung, sein Herz zum erstenmal im Innersten berührt, von einer Leidenschaft ergriffen, die aus allen Schranken, welche der Verstand ihm setzte, täglich neu hervorbrach und ihn in seinem ganzen Wesen zu erschüttern drohte. Aus dieser täglichen Qual sah er endlich keine andere Rettung, als Entfernung. Nicht eine dauernde, nur eine zeitweilige Entfernung, in welcher er sein Herz zur Ruhe zu bringen hoffte. Freilich fühlte er, daß er auch dabei zu überwinden habe — aber es sollte ja ganz und gar überwunden werden, und so war die Vorbereitung dazu nicht zu scheuen. Eine Versammlung von Gelehrten, welche um diese Zeit in Dresden tagte, bot ihm den Vorwand, die Gräfin um einen Urlaub von vierzehn Tagen zu bitten.

Cornelia würde ihm jeden Wunsch freudig erfüllt haben, dieser aber überraschte sie und machte sie sehr betroffen. Ihn abzulehnen, wäre eine Unfreundlichkeit gewesen, ihn zu gewähren würde ihr sehr schwer. Sie gab ihre Einwilligung, ohne in ihrer Miene und ihrem Benehmen verhehlen zu können, daß sie es sehr ungern thue.

Gleich nach dieser Verhandlung wurde Doktor Strobel bei der Gräfin gemeldet. Sie konnte nicht umhin, ihm mitzutheilen, daß der Erzieher ihres Sohnes einen Urlaub gewünscht habe. „Den geben Sie ihm unbedingt, Frau Gräfin!“ rief der Doktor. „Der junge Mann braucht eine Erholung. Ich habe beobachtet, daß er in der letzten Zeit blaß aussieht, angegriffen, überhaupt nicht so recht bei Wege zu sein scheint. Wenn er mich gefragt hätte, so würde ich ihm den Urlaub als Arzt sogar verordnet haben. Das viele Hocken und Schulmeister kann ja einem jungen Manne auf die Länge nicht bekommen, er braucht überdies einmal eine geistige Auffrischung. Also gewähren Sie ihm eine Ferienzeit! Er wird um so frischer und angeregter zurückkehren!“

Cornelia mochte darauf nichts erwidern, wemgleich sie ihre eignen Gedanken hatte, daß Dietmar in ihrem Hause



Musikalische Abende.

und in ihrer Gegenwart Mangel an Anregung haben sollte. Noch widerwilliger nahm Botho die Nachricht von einer Reise seines Erziehers auf. Im ersten Augenblicke zwar frohlockte er in der Annahme, daß er mit ihm reisen werde, als er aber darüber anders belehrt wurde, geriet er außer sich über die bevorstehende Trennung und fiel in die frühere Ungebardigkeit zurück, so daß man Mühe hatte, ihn zu beruhigen und zu trösten. Und als endlich Dietmar an einem trüben, regnerischen Morgen abfuhr, das Haus, der Park hinter ihm entwand, da überkam den Flüchtling selbst eine bange Reue, er seufzte und wäre am liebsten gleich wieder zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Sankt Nikolaus.

Von André Cheuriet.

Autorisierte Übersetzung von Natalie Rümelin.

„Können der Herr Direktor Frau Blouet empfangen?“ frug der Kanzleidiener, als er leise die Thüre des Arbeitszimmers öffnete.

Dieses Arbeitszimmer ist ein weites, hohes Gemach, das mit seinen beiden, mit grünen Damastgardinen bekleideten Fenstern, den in gleichem Ton gehaltenen Sesseln und Tapeten, den Aktentändern und dem Mahagonibücherschrank einen ernsten, fast strengen Eindruck macht. Dieses steife, einförmige Mobiliar spiegelt sich in dem blankgebohten Fußboden, während der große Spiegel über dem Kamin das Bild einer Stuhuh aus schwarzem Marmor, neben der auf jeder Seite eine bronzierte Lampe und ein vergoldeter Armleuchter steht, zurückwirft. Mit dem Rücken gegen den Kamin gemendet, arbeitet der Direktor Hubert Voinville über den großen, mit Aktentöpfen beladenen Schreibtisch gebeugt. Er erhebt sein ernstes, trauriges Gesicht, das von einem braunen Bart, in dem schon einzelne Silberfäden glänzen, eingefast ist, und seine schwarzen Augen werfen unter den müden Lidern hervor einen gleichgültigen Blick auf die Visitenkarte, die ihm der würdige Diener feierlich überreicht. Auf einem viereckigen Stückchen Kartenpapier standen von einer älteren, zitternden Hand geschrieben die Worte: „Witwe Blouet.“

Der Name sagt ihm nichts und er wirft die Karte mit einer ungeduldigen Bewegung zwischen die Aktentöpfe.

„Es ist eine alte Frau,“ setzt der Diener hinzu; „soll ich sie abweisen?“

„Lassen Sie sie eintreten,“ antwortet der Direktor, in sein Schicksal ergeben.

Der Bureaudiener nimmt in seinem mit goldenen Knöpfen besetzten Tract eine stramme Haltung an, verschwindet und führt dann sofort die Bittstellerin herein, die schon auf der Schwelle eine altmodische Verbeugung macht.

Hubert Voinville erhebt sich halb und weist mit einer kühlen höflichen Bewegung der Besucherin einen Sessel an, auf dem sie sich niederläßt, nachdem sie ihre Verbeugung wiederholt hat.

Es ist eine kleine alte Frau in ärmlichen schwarzen Gewändern. Das abgetragene Merinokleid ist mehr wie einmal geflickt und hat einen grünlichen Schimmer angenommen. Der alte Schleier, der ersichtlich schon zu mehr als einer Trauer gedient hat, hängt schlaff zu beiden Seiten des altmodischen Hutes herab und zeigt unter einer kastanienbraunen falschen Haartour ein rundliches Gesicht, gerunzelt wie eine Winterreinetze, mit lebhaften Augen und einem kleinen Mund, dessen eingefallene Lippen die Abwesenheit der Zähne verraten.

„Herr Direktor,“ beginnt sie etwas atemlos, „ich bin die Tochter, Witwe und Schwester von Beamten, die alle dem Staate gute, treue Dienste geleistet haben, und ich habe bei der Generaldirektion ein Unterstützungsgesuch eingereicht. . . Ich möchte gerne wissen, ob ich etwas zu hoffen habe.“

Der Direktor vernimmt diese Einleitung, ohne eine Miene zu verzieren. Er hat schon so viele ähnliche Bitten gehört.

„Sind Sie schon einmal unterstützt worden, Frau Blouet?“ fragt er gelassen.

„Nein, Herr Direktor! Bis jetzt habe ich leben können, ohne die Hand nach fremder Hilfe ausstrecken zu müssen. . . Ich habe eine kleine Pension und. . .“

„Ach so!“ unterbricht er sie trocken. „Wenn dies der Fall ist, werden wir, wie ich fürchte, nichts für Sie thun können. Wir haben so vielen Unglücklichen zu helfen, die nicht einmal im Genuß einer Pension sind.“

„Einen Augenblick, mein Herr!“ ruft sie verzweifelt, „ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt. . . Ich hatte drei Söhne. . . sie sind gestorben; der letzte gab Unterricht in der Mathematik. . . Als er im vergangenen Winter vom Pantheon in die Gewerbeschule ging, zog er sich einen Katarth zu, aus dem eine Lungenentzündung entstand, die ihn in vierzehn Tagen dahinraffte. Seine Stunden hatten uns ernährt, mich und sein Kind, er hinterließ mir nämlich eine Enkelin. Die durch die Krankheit und die Beeridigung verursachten Kosten setzten mich ganz aufs Trockene. Ich habe meine Pensionsansprüche cediert, um die drückendsten Schulden zu bezahlen. . . Nun stehe ich mit der Kleinen allein in der Welt, ohne einen Sous, und bin zweiundachtzig Jahre alt. . . Das ist ein hohes Alter, nicht wahr?“

Die Augen der alten Bittstellerin sind feucht geworden unter den welken, runzligen Lidern. Der Direktor hat sie mit mehr Aufmerksamkeit angehört. Die etwas singende Betonung und gewisse provinzielle Ausdrücke klingen an sein Ohr wie die Töne einer Musik, die er schon einmal gehört, ja die ihm einst vertraut geworden war. Diese Art zu sprechen zeigt ein eigenartiges Gepräge, das er zu erkennen glaubt und das eine eigentümliche Empfindung in ihm erregt. Er klingelt, verlangt die Akten der „Witwe Blouet“, und nachdem der steife Kanzleidiener das dünne Päckchen in gelbem Umschlage mit wichtiger Miene auf den Tisch gelegt hat, blättert Hubert Voinville mit sichtlichem Interesse in demselben.

„Sie sind Lothringerin, Frau Blouet?“ beginnt er wieder und zeigt der Witwe ein weniger strenges Gesicht, über das sogar ein leises Lächeln fliegt. „Ich merkte es schon an Ihrer Sprache.“

„Ja, Herr Direktor, ich bin aus der Argonne. . . Und Sie haben das an meinem Dialekt erkannt? Ich glaubte, ich hätte denselben verloren, nachdem ich so lange ohne dauernden Aufenthaltsort in allen Himmelsgegenden herumgeschleudert worden bin.“

Mit wachsender Teilnahme betrachtet der Direktor die arme Beamtenwitwe, die ein Windstoß ihrem heimatlichen Walde entrißen und wie ein welkes Blatt nach Paris verweht hatte, nachdem sie lange auf den rauhen Wegen einer Beamtenlaufbahn umhergewirbelt worden war. Nach und nach erweicht sich seine Bureaufratenseele. Noch einmal umspielt ein Lächeln seine Lippen und er antwortet: „Auch ich bin aus der Argonne und habe lange in der Nähe Ihres Dorfes, in Clermont, gelebt. . . Haben Sie nur guten Mut, liebe Frau Blouet. . . Ich hoffe, daß wir die Unterstützung bekommen, die Sie wünschen. . . Haben Sie Ihre Adresse angegeben?“

„Ja, Herr Direktor, Rue de la Santé, Nr. 12, neben dem Kapuzinerkloster. . . Tausend Dank für ihre gütigen Worte! Ich freue mich über dieselben und auch darüber, daß ich einen Landsmann in Ihnen gefunden habe. . .“

Und die alte Dame macht in ihrer Verlegenheit eine Verbeugung über die andre und zieht sich zurück.

Sobald die Witwe Blouet verschwunden ist, erhebt sich der Direktor und drückt seine Stirne an die Scheibe eines der nach dem Garten gehenden Fenster. Aber er betrachtet nicht die halbentlaubten Wipfel der Kastanienbäume, sein träumerisch gewordener Blick schweift weiter, viel weiter. . . Dort drüben im Osten, jenseits der Ebenen und Kreidhügel der Champagne, dort sieht er ein Thal, dem ein großer Wald

den Rücken deckt und einen bescheidenen Fluß, der seine gelben Wasser zwischen langen Reihen von Pappeln zu den Füßen einer alten kleinen Stadt mit braunen Ziegeldächern dahinwälzt . . .

Dort hat er seine Kindheit verlebt, dorthin kehrte er jedes Jahr zur Ferienzeit zurück. Sein Vater, der Registrator beim Friedensgericht war, führte dort das eingeschränkte, dürftige Dasein eines unbemittelten Kleinbürgers. Streng erzogen, frühzeitig an pünktliche Pflichterfüllung und angestrengte Arbeit gewöhnt, hat Hubert die Heimat mit zwanzig Jahren verlassen und ist nur noch dorthin zurückgekehrt, um seinem Vater das letzte Geleit zu geben. Mit überlegenem Verstand und eiserner Willenskraft begabt, zu denen sich noch eine seltene Arbeitskraft gesellte, ist er rasch vorwärts gekommen. Mit achtunddreißig Jahren Ministerialdirektor zu sein, das gilt in Beamtenkreisen immerhin für eine ausnahmsweise Beförderung. Streng pünktlich, zurückhaltend und höflich, sich peinlich an die Geschäftsordnung bindend, kommt er um zehn Uhr ins Ministerium, verläßt es erst um sechs Uhr wieder und nimmt sich noch Arbeit mit nach Hause. Da er, zwar gefühlvoll, doch wenig mitteilbar ist, gilt er für zugetupft. Er geht wenig in Gesellschaft und hat, da sein Leben ganz der Arbeit gewidmet ist, noch niemals Zeit gehabt, ans Heiraten zu denken. Trotzdem hat sein Herz einst gesprochen, zu Hause, in der Argonne, als er zwanzig Jahre zählte; da er aber nur ein unscheinbarer Supernumerar ohne Vermögen war, hat ihn das Mädchen, das er liebte, verschmäht und sich mit einem reichen, ungebildeten Holzhändler verheiratet. Diese erste Enttäuschung hat in Voinville eine Bitterkeit hinterlassen, über die ihm auch seine sonstigen Erfolge nie vollständig weggeholfen haben. Sein Geist ist immer etwas melancholisch angehaucht geblieben, und nachdem ihm heute Abend die alte Frau in den heimatischen Tönen, die man nie vergißt, ihre trostlose Lage geschildert, hat sich seiner eine Traurigkeit bemächtigt, die ihn zwang rückwärts zu blicken.

Die Stirne an die Fensterscheibe gedrückt, wühlt er wie in einem Haufen welker Blätter in den fernen, halbvergeffenen Jugenderinnerungen, und der Hauch der Heimat umweht leise seinen Geist.

Er tritt an seinen Arbeitstisch zurück, ergreift einen Bleistift, nimmt die Akten der Witwe Blouet zur Hand und versteht sie mit der Randbemerkung: „Der Teilnahme würdige Lage — zu bewilligen!“ — dann klingelt er dem Diener und schiebt die Akten an den mit den Unterstützungsangelegenheiten betrauten Beamten zurück.

II.

An dem Tage, an dem die Unterstützung offiziell bewilligt worden war, verließ Hubert Voinville sein Arbeitszimmer früher als gewöhnlich. Es war ihm der Gedanke gekommen, seiner alten Landsmännin die gute Nachricht selbst mitzuteilen.

Dreihundert Francs — das war kaum ein Wassertropfen, der aus dem großen Reservoir des ministeriellen Budgets fiel, aber in dem der Witwe konnte sich dieser Tropfen in einen wohlthätigen Tau verwandeln. Obgleich schon zu Anfang Dezember, war das Wetter mild, und Voinville legte die weite Strecke, die ihn von der Rue de la Santé trennte, zu Fuß zurück. Als er am Orte seiner Bestimmung anlangte, senkte sich schon die Nacht auf dieses öde Stadtviertel herab. Beim Lichte einer Gasflamme neben dem Kapuzinerkloster bemerkte er die Nr. 12 über einer mittelgroßen, in eine lange Steinmauer eingelassenen Pforte. Er stieß die halbangelehnte Thüre auf und befand sich in einem großen Garten, in dem er in der Dämmerung Gemüsebeete, Rosensträucher und da und dort die Umrisse von Obstbäumen unterscheiden konnte. Im Hintergrunde erhellte das aus zwei oder drei Fenstern herausströmende Licht die Vorderseite eines rechtwinkligen Gebäudes. Der Direktor gelangte tastend bis in das Erdgeschoß, wo er glücklicherweise auf den Gärtner selbst stieß, der ihn zu der zur Wohnung der Witwe führenden Treppe geleitete.

Nachdem er zwei- oder dreimal auf den schmutzigen Stufen gestrauchelt war, stieß Voinville an eine Thüre, durch die ein schmaler Lichtstrahl herausdrang, und war sehr erstaunt, als dieselbe geöffnet wurde und er ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren vor sich sah, das, eine Lampe in der Hand, auf der Schwelle stand und den Besucher mit überraschten Blicken betrachtete.

Das junge Mädchen war schwarz gekleidet und hatte ein lebendiges, einnehmendes Gesicht. Das von oben herabfallende Licht beleuchtete gerade ihre kastanienbraunen, krausen Haare, ihre runden mit Grübchen gezierten Wangen, ihren lachenden Mund und die blauen klaren Augen.

„Bin ich nicht irre gegangen?“ fragte Voinville, „wohnt hier wirklich Frau Blouet?“

„Ja, mein Herr, wollen Sie gefälligst eintreten . . . Großmutter, hier ist ein Herr, der nach dir fragt.“

„Ich komme!“ ertönte eine dünne Stimme aus einer Seitenthüre, und eine Minute nachher kam die alte Dame hereingetrippelt; ihre Haartour hatte sich unter der schwarzen Haube verschoben und eilig suchte sie die Bänder einer blauen Leinwandenschürze aufzubinden.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief sie überrascht, als sie ihn erkannte. „Wie, Sie sind es, Herr Direktor? Ich bitte um Entschuldigung, ich konnte nicht voraussehen, daß mir die Ehre Ihres Besuches zu teil würde . . . Claudette, schiebe doch dem Herrn Direktor den Lehnstuhl her . . . Das ist meine Enkelin, alles was mir noch auf Erden geblieben ist.“

(Schluß folgt.)



O laßt mich!

(Aus dem Französischen der Alice de Chambrier.)

O laßt mich singen! Die Natur ist schön!
In ihrem weiten Reich, von Thal zu Höhen,
Kann ihr kein Menschenwert den Preis entringen.
Die Blume und der Stern entzückt mein Sein,
Es fühlt im neuen Lenz auch sich erneu'n —
O die Natur ist schön, drum laßt mich singen!

O laßt mich träumen! denn der Tag entschwebt!
Es ist so süß, wenn uns ein Traum umweht,
Der Geist sich wiegt in ungemessnen Räumen;
Dann fühlt er, wie, von Erdenlast befreit
Er aufgehoben wird zur Ewigkeit —
Der Tag entschwebt so schnell, o laßt mich träumen!

O laßt mich weinen! Leben ist so schwer.
Die wir geliebt, sehn wir ein düstres Meer
Von ew'ger Nacht in seinem Schoß vereinen;
Sehn ringen sie in heißer Kampfesnot,
Sehn sie verschlungen vom Besieger Tod —
Dies Dasein ist so schwer, o laßt mich weinen!

O laßt mich beten! Hoffnung stärkt das Herz,
Sie webt den Heiligenschein der Stirn im Schmerz,
Sie giebt der Seele Kraft vor Gott zu treten;
Sie weist hinauf, wo Erdentränen fern;
Ihr Trost ist sie, einsamer Seelen Stern —
Die Hoffnung stärkt das Herz, o laßt mich beten!
Selma Pinko.

Ein fürsüchliches Beispiel.

(Zum Bilde auf Seite 421.)

Unmittelbar angrenzend an den herrlichen Park von Sansjoui liegt der Gutsort Bornstedt. Ein sonnenheller Nachmittags lagerte über dem Dorfe, als ich im August dieses Jahres zwecks eines Besuches der vielgerühmten, von der deutschen Frau Kronprinzessin errichteten Kinderwarteanstalt mit meinen künstlerischen Begleitern daselbst Einkehr hielt. Eine Wifite, die ich zuvor bei meinem lebenswürdigen Landsmann, dem trefflichen Pastor von Bornstedt, Herrn Dr. Karl Pietscher, machte, war für die Zwecke unseres Besuches von bestem Erfolge. Seiner Empfehlung verdankten wir ungehinderten Eintritt in die Anstalt, deren Besichtigung uns eine wahre Herzensfreude gewähren sollte.

Von dem lauschigen Pfarrhause, zu dem die alten Bäume von Sansjoui grüßend herüberblicken, ist es ein kurzer Weg bis zum Ziele unserer Wanderung. Die Anstalt befindet sich an der Chaussee nach Bornin, die hier, in der Dorflucht, den Namen Friedrich-Wilhelmstraße führt. Als wir vor dem freundlichen, in seinem Äußeren ganz den Charakter der englischen Arbeitergebäude zeigenden Häuschen anlangten, erregten wir natürlich nicht wenig die Aufmerksamkeit seiner Insassen. Ein halbes Duzend rotwangiger Gesichtchen schaute uns halb fragenden, halb ängstlichen Ausdruckes entgegen und namentlich war es unser wertgeschätzter Freund J., ein Doktor und Photograph dazu, der durch den höchst verdächtigen Apparat, welchen er mit sich führte, nicht nur die Neugierde der Kleinen, sondern auch die Aufmerksamkeit der sämtlichen Dorshunde auf sich gelenkt hatte.

Bevor wir in die Anstalt eintreten, gestatte uns die geschätzte Leserin, sie mit dem Zweck derselben bekannt zu machen. Sie ist der Ausdruck der neuzeitigen Bestrebungen, Gemüth und Charakter der Kinder schon im frühesten Alter zu läutern und zu bilden, den Geist der Thätigkeit, Ordnung und Selbstständigkeit in die zarte Seele zu pflanzen, in exquisitester Form. Bei den Verhältnissen, wie sie nun einmal das Leben und der Verkehr auf dem Lande mit sich bringen, geht Angestrebtes und wünschenswert Erreichbares naturgemäß nicht immer Hand in Hand, namentlich da, wo es sich um die Erziehung der Kinder der armen Bevölkerung handelt. Die Eltern, meist von frühesten Morgen- bis später Abendstunde mit der Feldarbeit beschäftigt, können den Kleinen kaum die allernotwendigste Sorgfalt zuwenden, und so wächst denn das junge Völkchen auf wie die Heckenrosen am Gartenzaun. In ihrer Würde als Guts herrin von Bornstedt lag der Frau Kronprinzessin durch den Verkehr mit den Gutsuntergebenen die Gelegenheit nahe, Erfahrungen nach dieser Richtung hin reichlich zu sammeln und es legt nur von neuem für den hohen Sinn und das edle, mitfühlende Herz der englischen Königstochter hellstrahlendes Zeugnis ab, daß sie sich durch ihr fürsüchliches Beispiel an die Spitze einer reformatorischen Bewegung gestellt hat, die Wandlung in dieser Beziehung schaffen soll. Fehlt die sorgende und erziehende Hand der Eltern im Hause, so muß ein Ersatz außerhalb derselben geschaffen werden, dieser grundlegende Gedanke leitete die hohe Frau, als sie zunächst für die Kinderchen ihrer Gutsarbeiter jene Kinderwarteanstalt in Bornstedt gründete, die als Muster allen größeren und kleineren ländlichen Bezirken zur Nachachtung nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Dies vorausgeschickt, wollen wir nun die Schwelle des gastlichen Ortes überschreiten, über dem der höherrühmte Geist der fürsüchlichen Frau in sorgender Menschenliebe waltet. Wir betreten zuerst den Arbeits- oder Wohnraum. Ein einfaches, aber geräumiges, äußerst sauber gehaltenes Zimmer umfängt uns. Die nach Art der Bogenstühle verzierten

Fenster, deren einige nach der Straße, andere nach der Gartenseite hinausgehen, die hübschen weißen Vorhänge, der blinkende Ofen in der Ecke, geben dem Orte etwas ungemein Trauliches. Die Kinderchen — zur Zeit unseres Besuches 19 an der Zahl — Mädchen und Knaben, verbringen hier unter der Obhut einer jungen Dame den größten Teil des Tages, namentlich also diejenigen Stunden, in denen die sengende Glut der Sommerhitze den Aufenthalt im Freien verbietet. Um sechs Uhr morgens werden die kleinen Bewohner und Bewohnerinnen dieses Raumes von den Eltern, sauber gewaschen und gekämmt und mit einer tüchtigen Frühstücks- und Vesperstulle versehen, abgeliefert. Als wir Touristen eintraten, war es gerade um die Vesperzeit. Artig und sitzig, die Händchen vor sich auf dem Schoß zusammengefaltet, saßen die Kleinen erwartungsvoll um den Tisch. Ein Korb mit den Vesperationen ging herum, ein kleines blondhaariges Mädchen hatte da jour und somit das Amt der Verteilung. Zugleich kam aus der Kaffeefüche der mit frischer Milch gemischte braune Trank, der einladend dampfte und duftete. Es war ein wohlthuender Anblick, die kleine Tischgesellschaft mit ihrem herzhaften Appetit vespere zu sehen. Nicht lange währte es, so war das Mahl beendet. Jetzt ging es ans Säubern und Kämmen, das in dem auf unserem Bilde gekennzeichneten, direkt mit dem Wohnzimmer in Verbindung stehenden, nur durch einen Vorhang getrennten Waschraume stattfand. Waschnäpfe, Kämme, Bürsten, Handtücher, Seife und Schwämme, kurz alles, was zur äußeren Toilette nötig ist, steht hier bereit und wird fleißig in Anwendung gebracht.

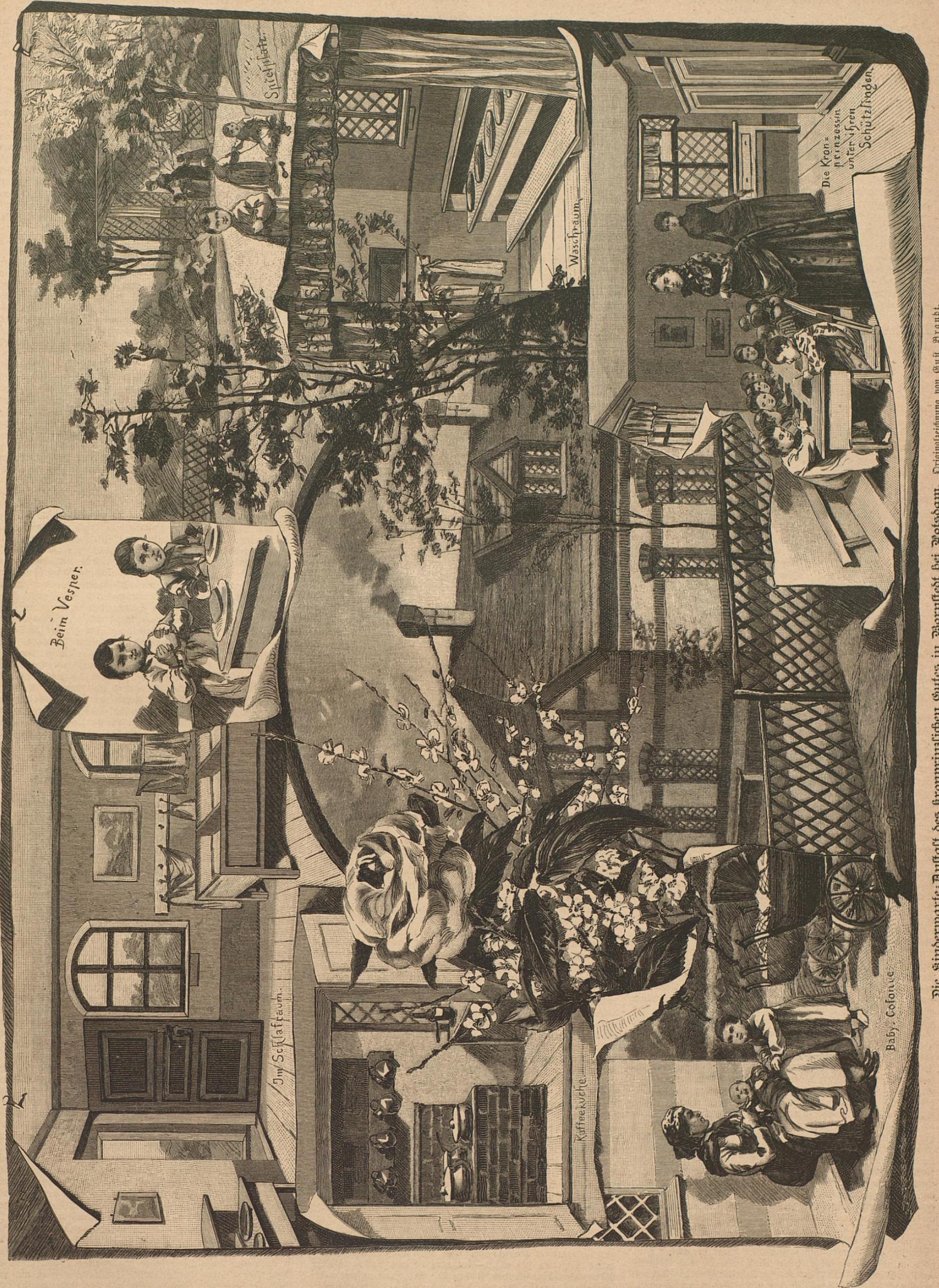
Aus freundlichen, properen Gesichtchen lachten die Kleinen uns an, als sie von hier zurückkamen. Gleich darauf hieß es an eine nützliche Beschäftigung gehen, denn die Sorge nicht nur für die leibliche, sondern auch für die geistige Pflege der Kleinen bildet mit das vornehmste Ziel der Anstalt. In ersterer wie letzter Beziehung waltet ein streng vorgezeichnetes programmgemäßes Vorgehen, über das wir aufgekärt werden durch einen Plan, den wir im Arbeitsraume angeheftet finden. Da lesen wir: 8—9 Freispiel, 9—¹⁰/₁₀ Gartenarbeit, ¹⁰/₁₁ bis ¹¹/₁₁ Frühstück, ¹¹/₁₁—11 Nachzeichnen; 1—3 Schlafen, 3—³/₄ Uhr Waschen, ¹/₄—¹/₅ Flechten, ¹/₅—5 Vesper, ³/₆—¹/₇ Freispiel, ¹/₇—9 Uhr Gartenarbeit. Momentan bildete nach dem Vesperbrot die Beschäftigung der Kleinen, wie es auch unser Bild zeigt, Flechten, in welcher Kunst besonders einzelne der Mädchen große Gewandtheit entwickelten. Andere Kunstgebilde, wie ein auf Pappe nach vorgezeichneter Figur ausgehäutes Kästchen, zierten, den Ruhm ihrer Bildner kündend, die Wand.

Wir lassen nun für einen Augenblick unsere kleinen Freunde allein, um auch von den übrigen Einrichtungen der Anstalt Einsicht zu nehmen. Da gelangen wir zuerst in den Schlafraum. Mit größtmöglicher Einfachheit ist hier angemessenste Bequemlichkeit vereint. In langer Reihe, dicht mit einander verbunden, stehen hier die Bettstätten, eine weiche Matratze mit Keilkissen und Steppdecke bergend. Die nach dem Garten hinaus gelegenen Fenster spenden, wenn geöffnet, reine erfrischende Luft, wohin man blickt, verrät sich der Geist der Ordnung und Sauberkeit. Wenn die Mittagssonne gar zu glühend über dem Hause lagert, halten die Kleinen Bewohner und Bewohnerinnen der Anstalt hier ihr Schlässchen, nach Vorschrift der Hausordnung, also von 1 bis 3 Uhr. Die beiden Stunden der ungestörten Ruhe erzeugen bei dem agilen Wesen der Kinderchen hinterdrein einen naturgemäßen Drang, sich nun im Freien wieder auszutoben und für diesen Zweck ist vorzüglich ein Spielplatz geschaffen, dem unser weiterer Gang gilt. Ein unmittelbar dem Anstaltsgelände sich anschließender weicher Rasenplatz, auf dem eine weinbewachsene Laube zugleich schattigen Schutz bietet, dient ihnen zu körperlicher Motion. Hier springen und rennen sie in den Freistunden, unterhalten sich bei Spiel und munterem Reigen, den kleine Liedchen aus frischer Kehle geschmettert anmutig beleben. Nützlichere Beschäftigung bringt dann wieder die Gartenarbeit, für welche abseits der Laube ein Stück Land abgeteilt ist, auf dem dann die kleinen Kolonisten pflanzen und säen, um später die Früchte ihres Fleißes einzuharsten. Kürbisse, Bohnen, Gurken, Zwiebeln, alles das ist hier vertreten.

Jetzt wenden wir uns zurück, um der Baby-Kolonie noch einen kurzen Besuch abzustatten. All die hilflosen kleinen Geschöpfchen, die noch gar zu unbeholfen und unselbstständig in die Welt hinausbliden, die Neugeborenen, und jene, die nur erst mühsam auf allen Vieren kriechend sich am Boden fortbewegen können, liegen hier im Schatten des Hauses und der hohen Bäume weich gebettet in ihren Wägelchen unter Obhut einer alten wackern Matrone, die sich mit rührender Hingebung den kleinen Weltbürgern und Weltbürgerinnen widmet und sie hätschelt und päppelt, als ob es die eigenen Kinder wären. Mit heller Begeisterung erzählte die gute Alte aber auch von dem unermüdblichen Eifer und der aufopfernden Sorgfalt, mit welcher die Frau Kronprinzessin über ihren kleinen Schutzbesohlenen wacht. Wiederholt stante die hohe Frau der Anstalt tags über ihren Besuch ab, um nach dem Rechten zu sehen, und wie herzlich sie sich dann mit den Kindern unterhalte und beschäftige, und wie auch die „Fräulein Prinzessinnen“ teil daran nähmen, das könne sich kaum jemand denken, der es nicht selbst sehe.

Die Sonne, die uns den schönen Nachmittag über so freundlich gestrahlt hatte, sank bereits hinter den Bäumen, als wir von der Anstalt Abschied nahmen. In wenigen Stunden mußten die Eltern von der Arbeit kommen, um ihre Sprößlinge wieder in Empfang zu nehmen. Wie viele Tausende dürfen ihnen das Gefühl weiden, den ganzen Tag dem Hause fern gehalten, ihre Kinder unter sicherer Obhut und dem Schutze sorglicher Liebe zu wissen, die weit besser, als sie selbst es vermöchten, über das Heil der Kinder wacht und sie im zartesten Alter schon die Wege der Sittsamkeit, Moral und Ordnung wandeln lehrt! Möchte darum doch das, was wir in Bild und Wort hier flüchtig geschildert, dazu beitragen, daß das Beispiel der hohen Frau, die einst zur Herrscherin bestimmt, mit selbstloser Aufopferung segensbringend in die Erziehung des Volkes eingreift, allerorten Nachahmung finde; wie manche junge Seele würde dadurch der Menschheit gerettet werden!

G. f.



Die Kinderwarte-Anstalt des kaiserlich-königlichen Gutes in Wornitz bei Pöfodam. Originalzeichnung von Gufl. Brandl.

Bum Künstler-Jubiläum Andreas Achenbachs.

Keine frühere Epoche der Menschheitsgeschichte dürfte so reich wie die unsre an Männern gewesen sein, welche noch im hohen Greisenalter mit einer die Jüngsten beschämenden Geisteskraft ihr Lebenswerk ruhmvoll weiter geführt und die mächtigsten Wirkungen auf ihre Zeit und Mitwelt ausgeübt haben. Nicht nur unter unsern großen Staatsmännern und Feldherrn — auch unter unsern Künstlern finden wir Männer von einer solchen ungebrochenen Lebensenergie und Thatkraft noch lange jenseits jener Grenzen, welche die Schrift als die dem Menschendasein gesetzten bezeichnet. Einer derselben ist der geniale Meister, dessen siebzigsten Geburtstag seine Kunstgenossen am 28. und 29. September zu Düsseldorf festlich begingen, Andreas Achenbach.

So früh, wie kaum ein Zweiter unter den Lebenden, hat er künstlerisch zu schaffen begonnen und glänzende Erfolge errungen; und heute mit siebzig Jahren verrät in seinen Werken noch keine Spur einer Abnahme seiner schöpferischen Kraft, ein Gerabsteigen von der Höhe, auf der er sich, allzeit voran den Zeitgenossen, zu behaupten verstanden hat.

Andreas Achenbach ist 1815 zu Kassel geboren. Sein Vater wurde durch seine kaufmännischen Geschäfte wiederholt zu weiten Reisen durch Deutschland und Rußland genötigt. Gern nahm er seinen Andreas auf diesen Geschäftsreisen mit sich. Die Beobachtungsgabe und die Freude an der Natur, deren mannigfache wechselnde Bilder dabei an dem Auge des Knaben vorüberzogen, ist in diesem früh dadurch geweckt worden. Gleichzeitig auch die Lust und das Talent ihrer Schilderung. Schon im zwölften Jahr entschied er sich für den ihm gemäßen Lebensberuf: die Malerei, und trat als Schüler in die Akademie

Bewohnbare Sternwelten.

Blauderei von Gerhard Stein.

Ob einst der große Tag kommen wird, da die Bewohner unserer kleinen, unscheinbaren Erde den kühnen Flug zu den glänzenden Sternen wagen werden? Ob sie dann auch ihr herrliches Ziel erreichen? Unsere moderne himmeltürmende Wissenschaft hat auf diese Frage noch keine Antwort. Nichts ist unmöglich, nichts undenkbar, könnte vielleicht ein weitfichtiger Forscher sagen; wir wissen nicht die Mittel, mit welchen solche ungeheure Entfernungen im Welttraume zurückgelegt werden könnten. Nach dem Stande unseres Wissens und Könnens scheint ein solcher Flug unmöglich. Aber vielleicht schlummern in der Natur noch wunderbare Kräfte, die dereinst entdeckt werden und welche das bis dahin Unmögliche, ja Undenkbare möglich machen. Wer hätte noch vor hundert Jahren geglaubt, daß wir uns mit Hilfe eines gewöhnlichen Drahtes in einer Sekunde auf tausende von Meilen verständigen würden? Wer hätte vor zweihundert Jahren daran gedacht, daß wir vermittelst des wertlosen Wasserdampfes in wenigen Stunden Strecken zurücklegen würden, für die man sonst Tage und Wochen brauchte? Und wer hätte — trotz der schönen Mythe von Ikarus — vor der Erfindung des Luftballons an einen Flug in die Wolkenhöhen geglaubt? Dem forschenden Geiste ist nichts zu tief und nichts zu hoch. Vielleicht kommt einst der Tag . . .

Vielleicht . . . Es giebt Phantasten, gelehrte Dichter und dichtende Gelehrte, welche ihren ganzen Scharfsinn an der Lösung dieses schwierigsten aller Probleme abmühen. Ihre lebhafteste Einbildungskraft läßt sie sonderbare Flugmaschinen konstruieren, mit denen man unbedenklich die große Himmelsfahrt wagen könnte, etwa wie man eine vergnügte Eisenbahnfahrt macht. Es ist nur selbstverständlich, daß mit unsern noch so feinen und guten Instrumenten und Maschinen dergleichen niemals unternommen werden könnte; der Luftballon, selbst der lenksamste, spielt dabei gar keine Rolle, er würde uns nicht um einen Gedanken dem Ziele näher bringen. Eine Maschine, welche diese wunderbare Reise zu machen hätte, müßte sich zum Luftballon an Kraft verhalten wie eine große Dampfmaschine zu einer Fliege, an Schnelligkeit fast wie der Telegraph zu einem Ochsenkarren.

Denn schnell, ganz unsäßer schnell müßte eine solche Reise von Statten gehen. Die Räume, welche die einzelnen Gestirne von einander trennen, sind so groß, daß man sie wohl in Ziffern auszudrücken, doch niemals auszudenken vermag. Tausend Meilen sind ein Raum, den das Vorstellungsvermögen nur sehr mühsam faßt, eine Vorstellung von zehntausend Meilen stößt bereits auf unüberwindliche Schwierigkeiten; wenn wir aber nach Millionen zu zählen anfangen, werden die Entfernungen für uns nebelhafte Begriffe, so dunkel wie die Vorstellungen von Ewigkeit und Unendlichkeit.

Doch versuchen wir einmal mit den gewohnten Maßstäben die ungefähre Dauer einer solchen Reise auszukunden. Die Fahrt würde sich nur auf den kleinen Welttraum innerhalb unseres Sonnensystems beschränken, sie würde sich nur zu einem unserer Planeten richten. Bekanntlich hat unser Sonnensystem acht größere Planeten, die teils mit, teils ohne Begleiter um das große Centralgestirn, die Sonne, kreisen. Diese Planeten werden aus verschiedenen Gründen in zwei Hauptgruppen geteilt, deren erste, die innere Gruppe, aus Merkur, Venus, Erde (mit einem Monde) und Mars (mit zwei Monden) besteht. Auf diesen letzteren Planeten folgt eine große Anzahl kleinerer und sehr kleiner Planeten, die Planetoiden, hinter welchen die äußere, der Sonne ferner stehende Gruppe beginnt, die sich aus den Planeten Jupiter (mit vier Monden), Saturn (mit acht Monden), Uranus (mit vier Monden) und Neptun (mit einem Monde) zusammensetzt.

Wir stellen uns nun vor, daß ein Mensch einen Planeten der inneren, näheren Gruppe, besuchen will. Ehe man sich auf einen weiten Weg macht, sucht man sich gewöhnlich über die mutmaßliche Entfernung zu informieren. Die Entfernung der Planeten von einander zählen wir meist nach ihren Abständen vom Hauptgestirn, der Sonne. Wir wissen nun, daß derjenige, der Sonne zunächst stehende Planet Merkur, gegen neun Millionen Meilen von ihr entfernt ist; dann folgt unser glänzender Morgen- und Abendstern, die leuchtende Venus, die sich bereits in einem Abstand von vierzehn und einer halben Million Meilen von der Sonne befindet, während der dritte Planet, unsere Erde, durch rund zwanzig Millionen Meilen vom Fixstern getrennt wird. Der letzte Planet der inneren Gruppe, Mars, ist auf mehr als dreißig Millionen Meilen hinausgeschoben, und der erste gewaltige Planet der äußeren Gruppe, Jupiter, ist durch etwa hundert und fünf Millionen Meilen von der Sonne getrennt. Diese Entfernungen, unermesslich für unsere Sinne, sind nur sehr kleine, unbedeutende Strecken im Verhältnis zu den ganz undenklichen, unendlichen Fernen des großen, endlosen Welttraumes.

Der Flug sollte sich nun zu unserem benachbarten Planeten, zum Mars, richten. Dazu wird der günstigste Zeitpunkt ausgesucht, nämlich die Zeit, in welcher sich der Planet am meisten der Erde genähert hat. Wenn wir den Weg nur auf rund sechs Millionen Meilen beanschlagen, wie lange würde nach unsern Begriffen die Reise dauern? Der schnellste Courierzug legt in einer Stunde zehn deutsche Meilen zurück. Wenn wir diese Schnelligkeit verunsfächeln und fünfzig Meilen in der Stunde annehmen, würde die Fahrt etwa 5416 Tage oder vierzehn Jahre und zehn Monate dauern. Das wäre eine lange Zeit, nicht wahr? Da man jedoch sehr schnell durch den Welttraum fliegt, so denken wir uns eine Geschwindigkeit von zweihundert Meilen stündlich, also mehr als zwei Meilen die Sekunde — und die Fahrt zur Venus würde drei Jahre und drei Monate dauern!

Mit unsern einfachen Rechnungen, mit der uns bekannten irdischen Schnelligkeit würde also der Reisende gewiß nie ans Ziel gelangen. Wir wollen nun unsere schöne und geduldige Leserin nicht weiter mit Ziffern quälen, wir wollen nur annehmen, daß sich die herrliche Maschine mit der Geschwindigkeit mancher Himmelskörper, etwa mit der der Kometen durch den Welttraum bewegt. Natürlich setzen wir voraus, daß der große Tag, da der kühne Menschengestalt alle Schwierigkeiten überwunden hat, schon gekommen ist. Mit Hilfe unserer willfährigen Phantasie versehen wir uns in die schöne Zukunft. Die wunderbare Maschine, welche den Menschen in die gewal-

tigen Höhen entführt, ist erfunden. Ein kühner Forscher hat das Vagnis unternommen, die übernatürliche Fahrt anzutreten. Die Flugkraft, die Energie und Widerstandskraft seiner Maschine ist so groß, daß er sich vor allen Gefahren, denen er im Welttraume leicht ausgesetzt ist, geschützt halten darf. Er ist auch mit allen Dingen versehen, die zu einer solchen Fahrt erforderlich sind. Seine Maschine — eine kleine Arche — birgt in ihrem inneren Raume Nahrungsmittel auf sehr lange Zeit, astronomische Instrumente, die ihm die beabsichtigte Richtung sichern und ihn in den Stand setzen, Beobachtungen am Himmel zu machen, Apparate zur beständigen Erzeugung von Luft — da er schon in einer Höhe von 15,000 Metern über der Erde die Luft des leeren Raumes nicht mehr atmen kann — ferner andere Maschinen, Instrumente, Waffen, kurz, was er eben für diese merkwürdige Fahrt braucht. Diese geht innerhalb einer kurzen Zeit von wenigen Tagen glücklich von Statten; furchtbar schnell läuft die Flugmaschine durch den Raum, er nähert sich einem Planeten. Das Gestirn wird, je näher der Reisende kommt, immer größer und größer, es schwillt zu ungeheuren Dimensionen an, es wird immer unübersichtlicher. Nun ist sie auf dem fernen, fernen Planeten, auf einer fremden Himmelswelt angelangt . . . Was dürfte er dort finden?

Jetzt müssen wir, um diese Frage zu beantworten, einen Moment den Zweck dieses gefährlichen Fluges ins Auge fassen. Unser neugieriger Reisende hatte seinen Kurs statt zur näheren Venus zum entfernteren Mars gerichtet. Warum wählte er nicht das nähere Gestirn, noch mehr, warum wählte er nicht unser nächstes Gestirn, unseren freundlichen Nachbar und Begleiter, den hellglänzenden Mond, der nur 51,822 Meilen von der Erde entfernt ist? Nebenbei gesagt, würde er mit einer Geschwindigkeit von nur zweihundert Meilen stündlich schon in etwa zehn Tagen auf dem Monde ankommen können. Gleichwohl hat er ein so fernes Ziel gewählt . . .

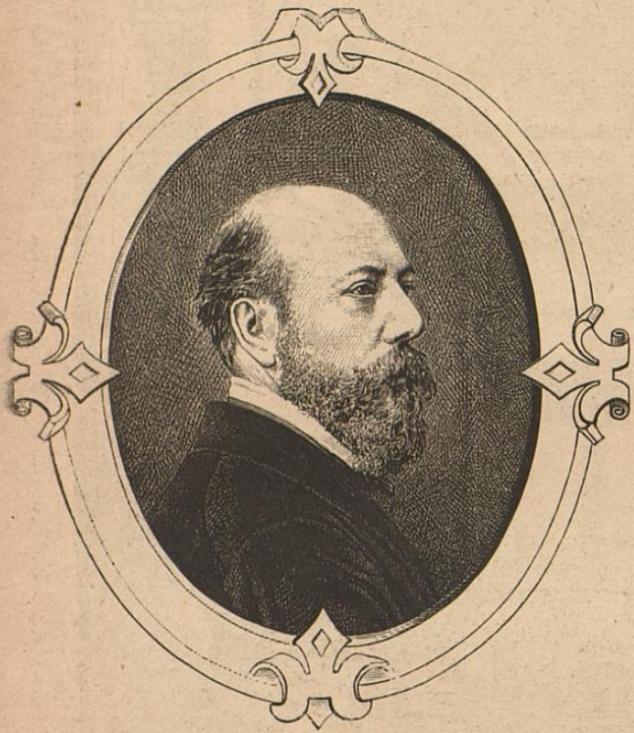
Nun denn, unser Reisender gleicht einem Manne, der ausgeht, um fremde Länder und Städte zu besuchen, um etwas Neues zu sehen. Dieser richtet seine Schritte nicht nach unbewohnten Wüsten, sondern dorthin, wo er Leben und Menschen vermutet, wo er hofft, selbst am Leben bleiben zu können. Wenn unser Forscher den Flug zum Planeten Mars unternimmt, so erwartet er dort Leben zu finden, Pflanzen, Tiere, vielleicht Menschen, die uns ähnlich sind, er hofft auf diesem Planeten selbst leben zu können, denn er ist überzeugt, daß dieser bewohnbar und bewohnt ist, ungefähr wie unsere eigene Mutter Erde.

Bewohnbare Welten außerhalb der Erde, hoch oben am Himmel? Ja, die Sternkundigen sagen es. Wir halten uns und unsere Erde ja längst nicht mehr für das größte Meisterwerk der Schöpfung. Wir sind ja längst von dem Gedanken abgekommen, als sei die Erde der Mittelpunkt des Weltalls und als seien die Gestirne nur vorhanden, um als glänzende Lichtlein unsere Nächte zu erleuchten. Nur Kinder, Thoren und Unwissende wissen es nicht, daß sich nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde wie die andern Planeten um die Sonne dreht. Wir sind nicht unten und die Sonne oben, sondern die Erde ist selbst ein Stern wie andere Sterne, und ist selbst am, oder vielmehr im Himmel wie die anderen. Und die Erde ist nicht der kleinste und lange nicht der größte Stern, denn die Planeten der äußeren Gruppe Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun sind unendlich viel größer, abgesehen von unserer gewaltigen Sonne und von anderen entfernteren Gestirnen, neben welchen die Erde nur ein kleines Staubkorn wäre. Und ebensowenig wie an Größe hat die Erde in ihrer natürlichen Beschaffenheit etwas vor unzähligen anderen Gestirnen voraus. Wie die Erde bewohnt ist, so sind es gewiß Millionen anderer Gestirne, und vielleicht leben auf anderen Sternens Wesen, die noch weit vollkommener sind als wir.

Doch wir wollen uns nicht in überflüssige Phantasieen verirren. Das ist nur das Vorrecht der Dichter. Albrecht von Haller singt:

Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verkürter Geister:
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister.
Von dieser poetischen Lizenz dürfen wir keinen Gebrauch machen. Wenn wir von der Bewohnbarkeit der Gestirne sprechen, so meinen wir darunter gewisse, von uns wahrnehmbare Verhältnisse auf fremden Welten, die den Verhältnissen auf der Erde ähnlich sind. Der Mensch kann nur von sich selbst auf andere schließen. Wir bedürfen der Luft, des Wassers, der Nahrung, um zu leben, wir glauben, daß Wesen unserer Art, ohne eine Luft — eine Atmosphäre — die der unseren gleicht, auch nicht leben könnten. Darnach bemessen wir die Bewohnbarkeit anderer Welten. Wir kennen die eigentümliche Beschaffenheit unserer Erde und wissen, daß das ganze Leben auf derselben nur der Atmosphäre zu verdanken ist, die sie umgiebt. Die Atmosphäre ist die Luft, die uns hoch oben im Glanze der Sonne als blauer Himmel erscheint. Ohne Atmosphäre wäre kein Leben wie das unsrige denkbar, kein Wachstum auf der Erde, kein Wasser, keine Wolken, kein Regen — es wäre ein luftleerer Raum. Als ein solcher Raum, in welchem kein Erdengeschöpf zu existieren vermöchte, erscheint uns der Mond. Wie gewahren auf demselben — oder wenigstens auf der uns zugewehrten Seite — keine Atmosphäre. Das Licht der Sonne wird dort nicht durch die Luft gebrochen; durch das Fernrohr gewahrt man deutlich grelles Licht an denjenigen Stellen, die von den Sonnenstrahlen getroffen werden, während sich die anderen Stellen in tiefem, finstern Schatten befinden. Keine Wolke zieht je über die furchtbar zerrissenen und zerklüfteten Landschaften des Mondes, kein Gewässer ist auf seinen Höhen oder in seinen Tiefen zu gewahren. Dort erscheint alles still, öde, tot, ewiges Schweigen. War einst Leben auf diesem Gestirn, so ist es seit unzähligen Jahrtausenden abgestorben. Kein Mensch, kein Thier, keine Pflanze vermöchte dort zu existieren.

Wie anders erscheinen uns die Planeten der inneren Gruppe! Wenn unsere Wissenschaft von der Natur nicht trägt, so sind wir überzeugt, daß auf den Planeten Merkur, Venus und Mars mit größeren oder geringeren Abweichungen ähnliche natürliche Verhältnisse herrschen, wie auf der Erde. Das Mittel, um die Vorgänge auf anderen Welten zu erfahren, bietet die Spektralanalyse. Jeder Stoff der Erde zeigt nämlich im Zustande der Verbrennung eine bestimmte Farbe und darin bestimmte Linien, und zwar immer dieselben Linien und stets in denselben verhältnismäßigen Entfernungen von einander. Durch scharfsinnige spektroskopische Untersuchungen ist nun das Vorhandensein von Stoffen, die auf der Erde vorkommen, auch auf anderen Gestirnen festgestellt worden. Auch die Sonne



zu Düsseldorf ein, wohin die Familie eben übersiedelt war. Fr. W. Schirmer und K. Fr. Lessing, die jugendlichen Sterne der Landschaftsmalerei an dieser Kunstschule, waren wohl anfangs auch Lehrer und Meister für Achenbach. Aber bald genug emancipierte er sich von diesem Einfluß. Noch einmal begleitete er seinen Vater auf einer größeren Reise nach Holland und zur See nach Hamburg und Riga (1832 und 33). Zwei Jahre darauf trat er allein seine erste selbständige Studienwanderung nach Dänemark, Schweden und Norwegen an, die er 1839, nach einer inzwischen ausgeführten Reise durch Oberbayern und Tirol, nochmals wiederholte. Die Frucht jener skandinavischen Studien waren norwegische Wald- und Gebirgslandschaften, welche durch die Frische der Auffassung, die gesunde Kraft und die Feinheit des Naturgefühls wie durch die malerisch-technische Meisterschaft darin eine außerordentliche Wirkung hervorbrachten und den Namen ihres jugendlichen Urhebers rasch zu einem der gefeiertsten der Düsseldorfer Schule machten. Die herben und erquicklichen Reize der nordischen Landschafts- und zugleich auch die Kunst der See- und Marinemalerei, die bis dahin von kaum einem deutschen Künstler geübt wurde, hat Andreas Achenbach zuerst gleichsam für uns entdeckt. Keiner seiner Nachfolger und Schüler hat ihn in dieser zu überreffen vermocht. Die Zahl seiner derartigen Schöpfungen ist enorm, ihre Reihe schlechtthin unübersichtbar; aber freilich nicht größer als die seiner Wald-, Strand-, Dorf und Berglandschaften. Während der Jahre 1844—46 brachte er in Italien zu und gestaltete die dort empfangenen Eindrücke zu manchen Bildern der südlichen Natur von ganz originellem kühnen und großartigen Gepräge. Zurückgekehrt aber hat er sich wieder der heimatischen Landschaft des norddeutschen bzw. niederländischen Flach-, Küsten- und Hügellandes zugewendet. Das begeisterte Studium der alten großen holländischen Landschaftsmaler in den Galerien hat ersichtlich einen mächtigen Einfluß auf seine ganze Anschauung wie auf seine Malerei geübt. In seinen westfälischen Landschaften, seinen „Mühlen“, seinen prächtigen glut- und kraftvollen Gemälden von Ostende und Amsterdäm tritt das untrüglich zu Tage. Aber nie ward er zum Nachahmer. Immer waren seine Landschaften wie seine Meeres- und Marinebilder der unverfälschte Ausdruck seiner geschlossenen, mannhaften, gesunden, energischen und freudigen Persönlichkeit. So leuchtet er der jüngeren Künstlergeneration heut als Siebzigerjähriger noch immer als Muster und Beispiel einer niemals frankhaften Verirrungen erlegenen und vom rechten Wege der treuen Hingabe an die Natur abgelenkten Künstlerkraft, des Respekts vor der Wahrheit, der Klarheit und Aufrichtigkeit des Sehens, der Energie des Willens und der Größe des Könnens vor.

Ludwig Pietsch.

Hat solche Stoffe, daneben aber Linien, die mit Erdstofflinien nicht übereinstimmen, also Stoffe, die auf der Erde bisher noch nicht vorgefunden worden sind.

Wir sagen, die natürliche Beschaffenheit der inneren Planeten sei der unserer Erde ähnlich. Merkur wird von einer dichten Atmosphäre umgeben, die gemeinsam mit der Sonne, welche dort siebenmal stärker leuchtet als auf der Erde, wie ein starkes Treibhaus auf das Leben des gebirgsreichen Planeten wirken muß.

Die Frage der Bewohnbarkeit der Gestirne haben wir hier nur so obenhin gestreift. Es läßt sich noch ungemein viel darüber sagen und vielleicht bringen wir ein andermal an dieser Stelle neue Beweise dafür vor und auch, wie sich Denker und Dichter die Bewohner anderer Welten vorstellen.

Genug, wir Menschen sind auf der Erde im Weltensysteme nicht ganz allein wie auf einer einsamen Insel ausgesetzt. Es mögen im Weltall Millionen und Millionen Wesen noch leben, die uns gleichen, uns auch übertreffen.

Und vielleicht kommt wirklich einst der Tag, da der rastlose Menschengestalt zu völliger Klarheit durchbricht und dann gleich den Halbgöttern der alten Zeiten den gewaltigen Flug zum Himmel wagt.

Feine Küche.

Oktober.

Suppe von Feldhühnern. — Füs-Omelette. — Sezungen à la crème. — Fasanen à la cour (Hof v. Weimar). — Gefüllter Wirsing und Maronen. — Junge in Aspice. — Schweinerücken wie Wild. — Diplomaten-Pudding. — Flammeri mit Rosenschau.

Suppe von Feldhühnern, fein. 3 gut gereinigte Feldhühner umwickelt man mit Speckschneiben und brät sie am Spieß (Cohns Bratspießpfanne) oder man schmort sie in 125 Gramm Butter mit etwas Fleischbrühe.

Füs-Omelette. 4 Eßlöffel voll Mehl (feinstes) verquirlt man mit 6 Eßlöffeln voll guter Fleischbrühe ganz glatt, quirlt nun 14 Eier hinzu und giebt noch 6 Eßlöffel voll Fleischbrühe, etwas gehackte Petersilie, feingehackten Schnittlauch, Salz und Pfeffer dazu.

Sezungen à la crème. Mitteltroße Fische sind zu dieser Schüssel zu wählen, sie werden geschuppt, recht sorgfältig gereinigt und die schwarze Haut abgezogen.

Fasanen à la cour. Die gut vorbereiteten Fasanen, welche nicht gewaschen, sondern nur mit einem reinen Tuche abgetrocknet und ausgewischt werden dürfen, werden dicht und zierlich gespickt und mit gebuttertem Papier umbunden am Spieße saftig und gar gebraten.

sofort zu Tisch giebt. Ragout. Gut gereinigte Morcheln werden gebrüht, mehreremale mit kaltem Wasser aufgesetzt und so lange in frischem Wasser wiederholt abgespült, bis sich auch kein Sandkörnchen am Grunde mehr vorfindet; die Morcheln werden dann erst in Butter geschmort, hierauf in Fleischbrühe gar gekocht.

Gefüllter Wirsing und Maronen. Für je 6 Personen rechnet man einen großen feinen Wirsingkopf. Die äußeren Blätter werden entfernt, der Wirsing in der Mitte durchgeschnitten; nun schneidet man aus jeder Hälfte einen Teil heraus und füllt die Höhlung mit einer schmackhaften Farce von feingehacktem Schweinefleisch, Rindfleisch u. s. w. aus, doch darf man nicht zu viel Farce hineinfüllen.

Zunge in Aspice. Schon Tags zuvor kochte man eine große Pökelrindszunge oder 2 bis 3 große gepökelte Kalbszungen gar — sie müssen recht zart und rot sein — noch heiß zieht man die Haut ab und preßt sie einige Zeit zwischen zwei Brettern.

Schweinerücken wie Wildschwein hergerichtet. Von dem Rücken eines jungen Schweines löst man die Schwarte ab, läßt etwa 2 Cent. hoch von dem Speck darauf sitzen, reibt mit Salz und etwas Pfeffer ein, legt das Fleisch in eine große Schale oder in eine passende Holzmulde, fügt 5 bis 6 Schalotten, Wurzelwert, 10 Wachholderbeeren, Gewürz, eine in Scheiben geschnittene halbe Citrone, Basilikum, Estragon und 1 bis 2 Thymianzweiglein hinzu, kocht Wein, Essig und Wasser zu gleichen Teilen auf, läßt es wieder erkalten und gießt es über das Fleisch, welches man so 3 bis 4 Tage liegen läßt; ist der Rücken nicht ganz bedeckt, so legt man die obere Seite in die Marinade oder begießt ihn recht oft damit.

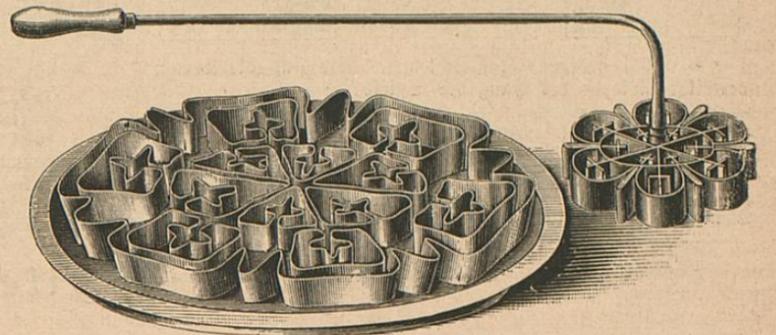
Diplomaten-Pudding. Eine glatte Form zum Stürzen wird gut gebuttert, außerdem noch mit dick gebuttertem Papier ausgelegt. Auf den Boden der Form legt man verschiedene eingemachte feine Früchte, die man aber vorher abtrocknete, in zierliche Form (Stern u. s. w.), darauf ganz dicht nebeneinander längliche feine Biskuitküchen, streut zerbröckelte Makronen und feingehackte süße Mandeln, Citronat und Succade darüber.

Flammeri mit Rosenschau. Schon Tags zuvor oder doch 8 bis 10 Stunden vor dem Anrichten bringt man knapp 2 Liter Milch mit einem Stückchen frischer Butter, 200 bis 250 Gramm Zucker, an dem man die Schale einer Citrone abrieb und einem Stück Zimmt zum Kochen, entfernt dann den Zimmt und rührt vorsichtig 85 Gramm in etwas Milch geweichte Stärke, welche man mit 10 Eigelben und 2 ganzen geschlagenen Eiern gut mischt, hinein und kocht unter Rühren die Masse 4 bis 5 Minuten, worauf man die Kasserole vom Feuer zieht, noch einige Minuten weiter rührt und nun 12 bis 18 süße und bittere etwas zerbröckelte Makronen dazu mischt und die Masse in Kristallschüsseln füllt.

Den Rosenschau kann man auch von Himbeer- (5 Eßlöffel) u. s. w. machen, auch ihn über ein Tutti frutti statt Rahm oder Eierschnee legen.

Wirtschaftsplaudereien.

Neues Schweizer Rosen-Kucheneisen. In der Schweiz, der Heimat der Kuchenbäckerei, wurde an der Table d'hôte eines der größten dortigen Gasthäuser zum Nachhich „Rosentuchen“ gereicht, der von ebenso einladender Form, wie vortrefflichem Geschmack war und unferen Berichterstatter veranlaßte, auch unsere Leserinnen mit diesem neuen Produkt der Patisserie bekannt zu machen.



Maßstabe gezeichnet), welsch' letztere zum Preise von 10 bis 12 Mark abgegeben wird. Das Verfahren bei Bereitung des Schweizer Rosentuchens ist das folgende: Zu 4 Lot Butter, welche zu Sahne gerieben wird, thut man 6 ganze Eier allmählich hinzu, sowie Zucker nach Geschmack und etwas Salz.

Bezugsquelle:

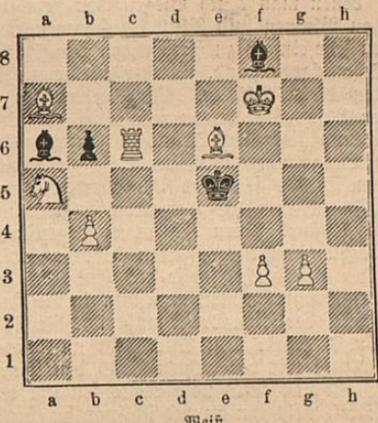
Rosen-Kucheneisen. Hoflieferant E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Bum Raten für Alt und Jung.

Schach.

Aufgabe Nr. 163.

Von F. Abba. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

der Dame, dem Turm oder dem Läufer b 1 mattsetzt. — Katharina Sorauer. Für Nr. 160 ist wohl zu berücksichtigen, daß nach 1 S c 4 — a 5, wenn L f 4 zieht, 2 f 3 — f 4 durch Abzugschach mattsetzt. — Geschicht 1 S c 4 — b 6 f 7, so folgt K d 5 n 6 und 2 c 3 — c 4 setzt nicht matt, indem T a 6 den schachziehenden Läufer a 1 schlägt. — Frl. Bertha Bergener, Feodora v. R., Luise Kron, Herrn von Gustek, E. Sander. In derselben Aufgabe wird 1 S c 4 — a 3 durch T a 6 — a 4 vereitelt.

Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frl. Georgine Winter, Louise Karstedt, Maria Burmeister, Flora Wiefenthal, Herrn Georg Röllner, S. Stephanowitsch, Anton Oldenburg, Fr. Mühner (Nr. 159); Frl. Karoline Friedener, Martha Gomburg, Laura Rosenthal, Friederike Herbarth, Herrn S. v. Platenburg, W. Dubois (Nr. 160); Herrn S. v. Sudow und Carl Hettich (Nr. 159 und 160).

Herrn Carl Meyer. Der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 52 liegt eine leicht lösbare Gleichung ersten Grades zu Grunde. Frl. Auguste v. R. und Herrn Georg Kästner. Zur Erlernung der Regeln des Schachspiels empfehlen wir Ihnen das „Lehrbuch des Schachspiels“ von Jean Dufrane. Leipzig, Verlag von W. Neclan. Preis 1 M.

Frl. Hermine Karvelles, Anna Müllendorff, Herrn L. v. Linborg, Hugo Pollak. Wir bestätigen den Empfang der Aufgaben, deren Prüfung baldigst erfolgen wird.

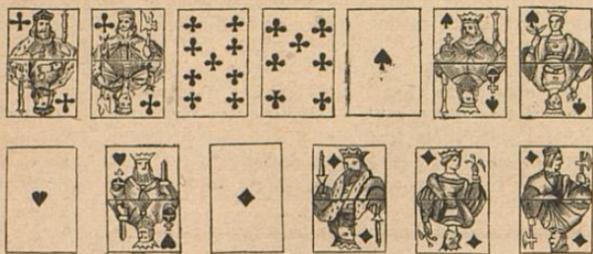
Kryptogramm.



Jeder Stein auf dem nebenstehenden Schachbrett bedeutet einen Buchstaben. Sämtliche Buchstaben vereint bilden einen Satz in französischer Sprache. Die wagerecht liegenden 4 schwarzen Bauern bezeichnen diejenigen Buchstaben, die nur einmal im ganzen vorkommen.

Whist-Aufgabe.

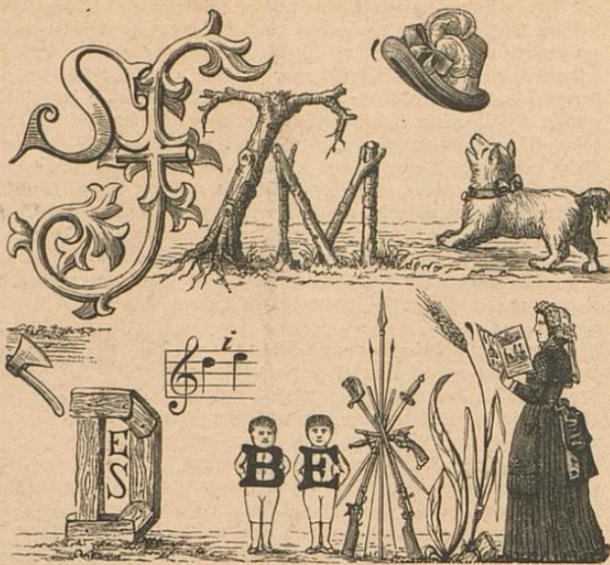
A, B, C und D spielen Whist. A ist Vorhand. D hat Karten gegeben. Mit dem zweiten Spiel Karten ist Treff à tout* gemacht. B hat die folgenden Karten:



B und D werden Groß-Schlemm. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

* „à tout wird auf doppelte Art gemacht, entweder durch den Kartengeber, indem er das letzte Blatt, welches dann à tout ist, offen auf den Tisch legt, oder durch die Vorhand, indem sie das zweite Spiel, welches der dem Kartengeber gegenüberstehende ihm gemischt hinlegt, verdeckt abhebt und dann umdreht, in welchem Falle das dadurch unterliegende, nun sichtbare Blatt à tout bestimmt.“ (Antons „Encyclopädie der Spiele“ Seite 629).

Rebus.



Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Rosa E. in S. „Linsenmilch“ ist nur ein Kosenamen, vom Fabrikanten gemischt; das Mittel selbst hat mit Linsen nichts gemein. — Fr. C. B. in G. Mizufettes Haar läßt sich am unschädlichsten durch Waschen mit Wasser, dem man statt der Seife Borax zusetzt, entfetten. — Köstliches Haar kann man durch Wasserstoffsuperoxyd so weit entfärben, daß es blond erscheint. — Abonnentin in W. Wir erteilen keinen ärztlichen Rat. — B. K. in F. Dem Ausfall der Barthaare liegt als Ursache vielleicht die Barflechte zu Grunde, weshalb eine ärztliche Untersuchung des Uebels geboten erscheint. — A. W. 264. Baltimore. Wir wissen nicht, ob die Graines de beauté eines angeblichen Dr. Penelle in Paris, welche zu Ende der siebenziger Jahre in deutschen Zeitungen annonciert wurden, noch fabriziert werden. Das Mittel sollte mageren Personen nach kurzem Gebrauch ein blühendes Aussehen ic. geben, war aber ganz und gar nicht dazu angethan, ein solches Versprechen zu erfüllen, sondern lediglich als Spelulation auf die Leichtgläubigkeit des Publikums anzusehen. Die Schachtel dieses Mittels kostete 8 M.; sie enthielt 100 Pillen, aus Hülsenfruchtmehl, Zucker und aromatisch schmeckenden Pflanzenstoffen bestehend; der Überzug der Pillen war quecksilberartig, also direkt gesundheits-schädlich. — Fr. Bar. v. d. G. Eine ärztliche Untersuchung der Haut wäre wohl angezeigt; möglich, daß das Uebel dem Gebrauche einer antiseptischen medizinischen Seife (Karbolsäure, Theerseife oder Thymolseife) weicht.

Verschiedenes. Paula Springer. Gegen Einbindung von 1 fl. in Briefmarken erhalten Sie die gewünschten Nummern unter Kreuzband. — Dilettantin in der Ginde. Wir acceptieren Ihre Komplimente bezüglich des allerdings prächtigen Bildes „Aus dem alten Märchenbuche“ (Seite 309) Namens des Künstlers Silvio Rotta (nicht Antonio R.), wie infolge eines Irrtums unter unserer Reproduktion zu lesen ist, und versprechen, dem Maestro Ihr freundliches Schreiben zu übermitteln. — S. G. Darmstadt. Manuscript unbrauchbar, steht zu Ihrer Verfügung. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, um es zurücksenden zu können.

Dilettanten-Arbeiten.

IV. Arbeiten in Silberfiligran.

Nicht alle meine Leserinnen werden es verstehen, den Fingel zu führen, doch auch für diese giebt es genug der kleinen künstlerischen Arbeiten, die vor allem einen guten Geschmack und eine geschickte Hand erfordern und mühsige Stunden auf das Angenehmste ausfüllen. Hierher gehören auch die Arbeiten in Gold- und Silberfiligran. Namentlich im Winter, wenn es uns nicht mehr hinauslockt ins Freie, wenn wir, aus Zimmer gebannt, eher geneigt sind, kleine und große, mehr oder weniger mühsame Arbeiten für den Weihnachtsstisch zu vollziehen, dann bildet die Filigran-Arbeit eine der hübschesten Beschäftigungen, die dadurch noch amüsanter wird, daß mehrere zugleich daran teilnehmen und sich gegenseitig unterstützen können. Eine Kette mit Medaillon und dazu passender Brosche ist ein hübscher Ballschmuck für das Schwesterchen, das zum erstenmal zum Tanze geht! Man fertigt die Schmuckgegenstände (Haarnadeln, Broschen, Hutnadeln, Ketten mit Medaillon, Armhänder und dergl.) meist aus halbrechtem Silber; aus echtem Silber hergestellt werden sie nicht so schnell schwarz, sind aber auch noch einmal so teuer.

Das Material bekommt man in jeder größeren Stadt (in Berlin bei W. Wimmer, Niederwallstr. 33). Es ist hierzu erforderlich: 1) ein Röllchen dicker Silberdraht, 2) ein Röllchen feiner Silberdraht, 3) ein Röllchen krauser Silberdraht, 4) ein Stück Gold- und ein Stück Silberbouillon und 5) Kettendraht. Die Hauptsache bei dieser Arbeit ist, daß man ein Blatt mittelst des Drahtes zu bilden versteht, denn nur aus Blättern, kleinen oder großen, denen man durch Biegen eine gewölbte Form giebt, und die zu Blumen und Blüten zusammengesetzt werden, sowie aus den sehr einfach zu fertigenden Staubfäden besteht ein solcher Schmuckgegenstand. Daher übe man sich vor allem im Arbeiten dieser Blätter. Man nehme hierzu den starken Silberdraht, schneidet davon zum Stiel ein Stück von ca. 6—8 cm ab und zieht ein Stückchen Goldbouillon von etwa 4—5 mm Länge über den Draht. Nun nimmt man den feinen glatten Draht, schneidet ihn aber nicht ab, sondern legt auf den Faden, um das Verzerren desselben zu verhindern, dicht am Knäuel einen schweren Gegenstand, Pfropfenzieher oder dergl., damit der Faden besser ausrollt.

Den Stieldraht, sowie das Ende des feinen Drahtes nimmt man nun in die linke Hand (der feine Draht muß, wie die Abb. Nr. 1 zeigt, dem Stieldraht aufliegen), schlingt mit der rechten Hand den feinen Draht von links nach rechts fest um den Stiel, zieht ihn an und schlingt ihn ebenso am oberen Ende des Goldbouillon einmal um den Stiel, dreht den Stieldraht wieder nach unten und fährt so fort, bis das Blatt die gewünschte Größe erreicht hat (s. Abb. Nr. 2). Zu bemerken ist hierbei, daß das überstehende Ende des feinen Drahtes dicht am Stiel abzuschneiden ist. Nach Vollendung des Blattes befestigt man den feinen Draht ebenfalls unten, wo angefangen ist, durch 2—3maliges festes Herumschlingen und schneidet dann denselben kurz ab. Die obere Spitze des Stieldrahtes wird nach der Rückseite umgebogen; Abb. Nr. 3 zeigt ein vollendetes Blatt. Gebraucht man mehrere gleich große Blätter, so müssen die Windungen während der Arbeit gezählt werden.

Für die Staubfäden schneidet man von dem feinen glatten Draht Enden von 4—6 Cent. Länge, zieht auf jedes derselben ein Stückchen Goldbouillon von 3—3½ Cent. Länge, biegt dann den Draht rund und dreht die Enden fest zusammen (s. Abb. Nr. 4).

Will man eine geschlossene Knospe anfertigen, so nimmt man zum Stiel ein 8—10 Cent. langes festes Draht, auf welchem zwei gleich große Blättchen Platz haben müssen, wie Abb. Nr. 5 zeigt; da die Entfernungen beim Winden nicht so genau vorzuberechnen sind, so werden die beiden Blätt-

chen, halt das zweite Glied in das erste hinein, dreht es so lange, bis es ganz hineingeschoben ist und drückt die abgeschnittenen Drahtenden mit der Schere fest an die innere Seite der Ringe, so daß sie nicht sichtbar sind (s. Abb. Nr. 9). Zu einer Medaillonkette gehören etwa 105 bis 115 Glieder.

Abb. Nr. 10 zeigt eine längliche Brosche, aus einer offenen größeren, aus einer kleineren Blüte, sowie aus einem Blätterzweig bestehend. Dieselbe erfordert für die Blüten

a) 4 kleine Blätter von glattem Draht, b) 8 größere Blätter von krausem Draht, c) 4 große Blätter von glattem Draht, d) 20 Staubfäden in Silberbouillon, sowie für den Blätterzweig e) 12—15 Blätter verschiedener Größe und von verschiedenem Draht.

Am besten ist es, man fertigt die Blätter in der hier genannten Reihenfolge und legt jede Serie apart. Nun kommt das Zusammenfügen; für die große Blüte nimmt man zuerst 10 Staubfäden in einem Bündel zusammen, umwickelt die Stiele 3—4mal fest mit dem feinen glatten Draht, doch schneidet man letzteren nicht ab, sondern behält ihn in

der Hand und wickelt ihn der besseren Festigkeit wegen 1—2 mal um den kleinen Finger. Nun legt man die 4 kleinsten Blumenblätter um die Staubfäden und zwar so, daß sie sich

kreuzweise gegenüberstehen und windet sie fest, doch sind, damit der Stiel nicht zu dick wird, einige Stielchen mit der Schere herauszuschneiden. Jetzt nimmt man die 8 größeren krausen Blättchen, windet davon je zwei und zwei in den Zwischenraum, der die kleinsten Blätter von einander trennt, und ist hiermit die Blüte vollendet. Sihen die Blätter nicht ganz fest und bewegen sich noch hin und her, so muß man den Draht über das betreffende lose Blatt schlingen und dann den Faden herunterdrücken. Jetzt wird die Blüte umgedreht, so daß die Stiele wagerecht zur Blume stehen.

Die zweite kleinere Blüte wird aus den 10 Staubfäden und aus den vier großen glatten Blättern angefertigt. Für den Zweig nehmen wir die kleinsten Blätter und winden sie möglichst zierlich, an Größe zunehmend, zu einem Stiel mit Blättern (s. Abb. Nr. 11); einige Blättchen von verschiedener Größe behalten wir jedoch zurück. Etwas mühsam ist nur das Zusammenstellen der Brosche. Dazu nimmt man eine weiße Sicherheitsnadel in Größe von etwa 4 cm und befestigt daran so geschickt wie möglich Blätter und Blüten mittelst des feinen Drahtes durch festes Herumschlingen. Die zurückgehaltenen Blättchen windet man am Ende der Nadel noch unter die Blüte, umwickelt dann das äußerste Ende, den Stiel, sorgfältig dicht mit Silberdraht und biegt ihn etwas in die Höhe. Mit Finger und Schere giebt man dem ganzen durch Biegen und Drücken eine gefällige Form und die Brosche ist fertig.

Für den Blumenzweig mit Kette, welchen Abb. Nr. 12 zeigt, gebraucht man a) 4 mittelgroße Blätter aus krausem Draht, b) 10—12 Blätter aus verschiedenem Draht und von verschiedener Größe, c) 6 Staubfäden, d) 2 geschlossene Knospen (eine größere und eine kleinere), e) ein Stück Kettendraht zu ca. 105 Gliedern. Nachdem man Blüte, Blätter und Knospen zusammengewunden, schneidet man von dem dicken Draht ein Stück von etwa 10—12 cm Länge ab und biegt es wie eine Haarnadel

zusammen, befestigt die Enden des Drahtes durch mehrmaliges Umwinden unterhalb des Medaillons (an der inneren Seite) und windet sie mit feinem Draht so weit fest, daß nur eine kleine Ose offen bleibt, welche zum Einschieben des Ketten-gliedes dient.

Abb. Nr. 13 zeigt eine runde Brosche (Silber und Gold).

Material: a) 4 kleine Blättchen aus glattem Draht, b) 8 kleine Blättchen aus krausem Draht, c) 8 größere Blättchen aus glattem Draht, d) 8 große Blättchen aus krausem Draht, e) 12 Staubfäden aus Goldbouillon.

Die Staubfäden und die mittlere Ader der Blättchen bestehen hier aus Goldbouillon. Nachdem man die Staubfäden, die 4 kleinen und die 8 darauf folgenden Blättchen in befannter Weise zusammengewunden hat, knickt man die Blüte um und befestigt sie an der Sicherheitsnadel. Jetzt erst windet man die anderen Blättchen um die Blüte, also zuerst die 8 glatten Blättchen, indem man sie fest an die Blüte drückt und die Stiele der einzelnen Blättchen teils nach rechts, teils nach links an der Sicherheitsnadel durch Umwinden mit feinem Draht befestigt. Da die Blättchen alle sehr fest sitzen müssen, so muß man beim Winden über jedes einzelne noch den Draht schlingen und dann anziehen. Man vergesse nicht, öfters durch Herausschneiden die Stiele zu entfernen, damit das Ganze nicht zu dick wird.

Der Haarschmuck Abb. Nr. 14 erfordert:

a) Eine Knospe in beliebiger Größe, b) 4 Blättchen aus glattem Draht, c) 6—8 Blätter von verschiedener Größe und von verschiedenem Draht, d) 8—10 Staubfäden (Goldbouillon).

Für die Aehren der Blätter ist hier gleichfalls Goldbouillon verwendet. Zur Blüte, hier eine Fuchsia, nehme man zuerst zum Stempel den längsten der Staubfäden und gruppiere die anderen tiefer um denselben. Dann wölbe man die 4 Blätter aus glattem Draht und winde sie so um die Staubfäden, daß sie dieselben einschließen. Die Blätter und die Knospe arrangiert man nun um die Blüte und befestigt durch vielfaches Umwinden

eine Haarnadel an die Mitte des Zweiges.

Wollen meine jungen Leserinnen sich zur Bervollständigung des Schmuckes noch ein Armband herstellen, so nehmen sie dazu noch eine doppelte Kettenreihe und befestigen eine große Silbermünze oder dergleichen an dieselbe. Man kann die Filigranblumen auch zur Verzierung von Drahtkörbchen verwenden, wodurch letztere ein sehr elegantes Aussehen erhalten und mit Blumen gefüllt ein niedliches Geschenk bilden.

Anna von Parpart.

